

Der Fahne Ruf
Von
Ilse H. Riem
982
Abel & Müller



Der Fahne Ruf

Ein Frauenerleben in historischer Zeit

von

Ilse H. Riem

Mit Bildern

von

Paul Krombach

6.—15. Tausend



Leipzig / Abel & Müller / Verlag

Helga Brümmer

Verlagsnummer 982

Printed in Germany



I.

„Wulf! Wulf Isenbrant!" Hell klingt der Ruf über die weiten, grünenden Marschen hin zu dem jungen Bauern, der langsam und in schwerem Nachdenken den Weg von Oldenwöhrde her durch die Wiesen herankommt.

„Wulf!" ruft es noch einmal. Da hebt er jäh den Kopf. Ein Lächeln fliegt über sein Gesicht, als er das Kind sieht, das da mitten im hohen Grase der Marschwiesen steht und mit beiden Händen einen großen Strauß der schlichten, schönen Strand-Erika umklammert. In den hellen Haaren des Kindes fängt sich die Sonne, und er sieht sein eigen Bild in den blauen Augen. Lange, nachdenklich betrachtet er das kleine Mädchen vom Nachbarhofe, und in sein Gesicht kommt ein Ausdruck behütender Sorge.

„Hast du mich denn nicht gesehen, Wulf?" fragt das Kind dringlich. Und als er schweigend den Kopf schüttelt, faßt es plötzlich nach seiner Hand und sieht ihn aufmerksam an.

„Was ist, Wulf? Warum seid ihr Großen alle so merkwürdig? Du gehst ganz dicht an mir vorbei und siehst

1*

mich nicht; und der Vater kommt mit finsterem Gesicht heim, wenn er in Heide zu Gericht gesessen; und die Mutter gar weint manchmal, wenn sie glaubt, daß es keiner sieht. Nur die Brüder sind froh und die Knechte. Sie lachen und nehmen die Schwerter von der Wand; und neulich fand ich Uffo, wie er des Vaters Helm zur Probe aufsetzte. Was soll das alles heißen, Wulf? Sie wollen mir nichts sagen daheim. Sie meinen, ich sei noch zu klein mit meinen zehn Jahren. Aber das bin ich nicht, Wulf, ganz gewiß nicht!" Und die blauen Augen sehen ihn bittend, fast fordernd an.

„Die Dänen rühren sich wieder, Else", sagt Wulf Isenbrant, der junge Dithmarscher Bauer, sehr ernst. „Sie wollen uns zu ihren Knechten machen, uns, die freien Bauern im Dithmarscher Land, wie sie es schon sooft versucht haben. Aber auch diesmal wird es ihnen nicht gelingen. Auch diesmal werden wir uns und" — beinahe zärtlich streicht seine Hand über des Kindes helles Haar — „und euch verteidigen."

Und dann nimmt er des Mädchens Hand, und gemeinsam gehen die beiden Kinder der großen Marschenhöfe durch die Wiesen weiter. Wulf Isenbrant denkt an die Zeit, in der er alle seine wilden Knabenspiele im Stiche ließ, wenn die kleine Else vom Nachbarhofe ihn rief. Er denkt daran, wie sie ganz still im leise raunenden Gras der Marschwiesen lagen, wie sie Gräser und Blumen auf dem Wasser der Gräben schwimmen ließen dem Meere zu, wie das Kind Else ihm alle seine kleinen Kümmernisse anvertraute . . . Das Kind — — Und der junge, starke Bauernsohn denkt in die Zukunft, und über sein ernstes Gesicht zieht etwas wie ein Lächeln.

*   *
*

Es ist nicht mehr weit bis zum Sonnenuntergang, als Else nach Hause kommt. Sie tritt aus der strahlenden Helle draußen fast ein wenig unsicher in die kühle Dämmerung der Diele. Rechts und links stehen die Kühe und Pferde. Sie kennt sie alle beim Namen, und wie sie nun vorübergeht, ruft sie sie alle an, daß sie langsam und freundlich die Köpfe wenden beim hellen Klang der Kinderstimme. Im Flett hinter der Diele, an der Feuerstelle, trifft Else die Ahne und die Mutter. Hell brennen die Flammen auf dem großen, flachen Findlingsblock, der da auf dem Boden liegt. Kunstvoll schichtet die Mutter die Holzscheite über dem eisernen Feuerbock, den zu beiden Seiten zwei Pferdeköpfe zieren. Und von einem Balken herab hängt der schwere Kessel — in dem nun die Abendsuppe kocht — an seinen eisernen Ketten gerade über dem Feuer.

Die Ahne sitzt dicht an den Flammen in einem Stuhl mit hoher, geschnitzter Lehne. Auch die Arme kann sie bequem auf Seitenlehnen stützen. Else sieht diesen Stuhl immer mit einer scheuen Ehrfurcht an. Die Mutter hat ihr erzählt, daß immer nur der Älteste in der Familie ihn benutzen dürfe. Immer nur der Ahn oder die Ahne. Und ganz heimlich versucht das Kind sich vorzustellen, wie es wohl sein möchte, wenn es einmal selbst auf diesem Stuhle sitzen wird und eine Ahne ist. Aber das kann es sich nur sehr schwer vorstellen.

„Mutter", bittet es nun, „gib mir einen Krug für die Blumen, die ich dir mitgebracht habe. Sieh, sind sie nicht schön?" Schweigend nickt ihr die Mutter zu und nimmt einen bunten Krug vom Wandbrett. Und während Else nun sorglich die Blumen ordnet, während sie ihnen vom Brunnen frisches Wasser holt, meint Mutter Wibe zur Ahne: „Blumen pflückt sie und weiß nichts von des Landes Angst und Not. Aber es ist besser so. Früh genug wird

sie Waffenlärm und fremde Söldner kennenlernen müssen, und früh genug wird sie Wunden heilen und Blut sehen, das im Kampfe um Dithmarschens Freiheit fließt."



Die Ahne hebt nur langsam die Hand: „Wer sagt dir, Wibe, daß sie nichts weiß von des Landes Not? Ein Kind sieht mehr, als wir meinen; und oft schweigt es über das, was ihm am meisten Angst macht. Hast du ihre Augen gesehen unlängst, als ihre Brüder mit den Schwertern spielten?"

Eilige Kinderschritte kommen durch die Diele. „Der Vater!" ruft Else laut in das Flett hinein, „der Vater kommt!" Und sie läuft wieder hinaus, ihm entgegen.

*　　*
*

Der freie Dithmarscher, der Bauer Hinrich Hennecke, tritt mit schweren, langsamen Schritten ins Flett zu den beiden Frauen. Irgend etwas in seinem Wesen ist anders als sonst. Frau Wibe spürt es, da sie ihn ansieht, und auch die Ahne schaut prüfend in des Bauern Augen.

„Was gibt es, Sohn", fragt sie endlich, „hast du Unbill erlitten auf deinem Ritt von Heide? Oder habt ihr böse Botschaft bekommen, da ihr zu Gericht gesessen? Rüstet König Hans von Dänemark wider des Landes Freiheit, oder hat uns der Kaiser wieder einmal den Dänen verkauft?"

„Nein, Mutter, das ist es nicht", sagt Hinrich Hennecke langsam, „mit dem dänischen König sind wir beim Verhandeln. Er hat jetzt keine Zeit und auch kein Geld, wider uns zu kriegen. Aber da ich heimritt von Heide, hatte ich einen Zusammenstoß mit dem von Sehestedt ... Und er ist ein rachsüchtiger Herr ... Ich fürchte, der Junker sinnt nun darauf, uns einen bösen Streich zu spielen."

„Was hat's gegeben?!" forscht Mutter Wibe erregt. Schwere Sorge klingt aus ihrer Stimme.

„Da ich den engen Weg von Heide herwärts ritt, jenen, den zu beiden Seiten die Gräben grenzen", antwortet der Bauer, „begegnete mir der von Sehestedt mit seinen Knechten und etlichen dänischen Herren. Ich solle ausweichen, forderte er, sollte mich mit den Meinen in den Graben drücken, damit er ungehindert auf der Straße vorwärts ziehen könne.

,Nein, Junker!' sagte ich ihm, ,wohl mögen anderwärts die Bauern sich vor dem Adel ducken. Im Lande Dithmarschen sind sie frei und dem Adel gleich. Gebietet Ihr den Euren, etwas zur Seite zu weichen, so will ich dasselbe den Meinen gebieten, und wir können ungefährdet aneinander vorüberziehen.'

Er aber erwiderte kein Wort, sondern stieß den Jörg in den Graben und ritt vorwärts. Da ritten auch wir mit Gewalt unseres Weges, und etliche von des Sehestedters Leuten mußten in die Gräben springen und etliche Dänen, wollten sie nicht unter unsere Pferde kommen."

„Ach, Mann", sagt Frau Wibe, und ihre Hände zittern, „mußtest du denn den Junker so reizen? Warum hast du ihm nicht Platz gemacht? Wer weiß, was er nun wider uns sinnt!"

„Recht tatest du, Sohn", sagt da die Ahne plötzlich. Sie ist vom Stuhle aufgestanden und steht nun groß und herrisch vor der zagenden jüngeren Frau.

„Recht tatest du! Soll sich der freie Dithmarscher Bauer von einem übermütigen Junker oder einem dänischen Ritter von seiner eigenen Straße drängen lassen? Aber sichere den Hof! Wer weiß, was geschieht."

„Den Jörg sandte ich sogleich zum Hofe der Isenbrants. Sie sollen uns ein paar tüchtige Knechte zur Hilfe schicken. Vielleicht wird es not", erwidert der Bauer. Und dann geht er und nimmt die Schwerter von den Wänden, die Lanzen und Spieße, und legt alles auf den großen Tisch, an dem sie sonst alle zu essen pflegen.

Mutter Wibe macht sich am Feuer zu schaffen. Ihre Mundwinkel zucken, und in ihren Augen stehen Tränen.

Die Ahne sieht es, und sie schüttelt mißbilligend den Kopf. Warum auch hat sich ihr Sohn Hinrich ein Weib drüben aus Holstein geholt, wo die Menschen Jahrhunderte schon

unter ihren Grafen sitzen und nichts von der Freiheit wissen. Eine Dithmarscher Frau würde nicht weinen, das weiß die Ahne gewiß. Die würde selbst ein Schwert in die Hand nehmen, den Hof zu schützen. Wohl ist Wibe eines Freibauern Tochter, und doch hat sie Furcht vor einem Kampf um den Hof!

Die Ahne zuckt die Schultern. Dann geht sie daran und ruft die Mägde zusammen und gibt ihnen Befehle, kurz und hart, wo sie sich bergen sollen im Falle des Kampfes.

Der Bauer geht mit prüfenden Augen durch das ganze Haus. Er schließt alle Fensterläden, er verrammelt die schwere, zweiteilige Tür, er verteilt die Waffen an Söhne und Knechte. Und dann steht er selbst und späht durch das kleine Guckfenster im Haustor hinaus, den Weg entlang, so weit er sehen kann.

Das Kind Else hat sich in eine Ecke gedrückt. Mit scheuen, entsetzten Augen sieht es, was ringsum geschieht. Die Abendsuppe im Kessel kocht und kocht. Else beobachtet den Rauch des Herdfeuers, wie er durch die Uhlenflucht abzieht. Keiner kümmert sich um das Essen. Else hat Hunger, aber sie wagt nicht, etwas zu sagen.

Der Bauer steht immer noch am Guckfenster und späht — — so weit er sehen kann — — Aber der Nebel, der dichte Nebel, der da plötzlich überall aufzusteigen beginnt, nimmt jede Sicht. Eine weißgraue Wand steht um das Bauernhaus her; dazu wird es Nacht. Der Bauer steht und späht hinaus, unbeweglich. Die Falte auf seiner Stirn wird tiefer und tiefer, seine Lippen sind ein schmaler Strich. Er steht und lauscht auf den wohlbekannten Hufschlag seines Pferdes. Aber draußen ist alles totenstill. Keine Hilfe kommt — — — Wo bleibt nur der Knecht Jörg, den er zum Isenbranthof geschickt? Der Bauer grübelt und grübelt. Wohl ist der Hof ein ganzes Stück entfernt, aber das

Pferd des Boten ist gut. Längst müßte von dort Hilfe hier sein. Jeden Weg kennt sein alter, erfahrener Großknecht Jörg, jeden Weg und Steg und jeden Graben. Trotz Nebel und Dämmerung muß er sein Ziel erreicht haben. Aber warum kommt er dann nicht? Warum kommen die anderen nicht zu Hilfe?

Und wieder und wieder späht der Bauer hinaus in die Nacht — — Unbeweglich sitzen die Frauen am Feuer. Unbeweglich auch steht das Kind Else in seinem Winkel und sieht durch die dämmernde Diele zum Vater hin, der am Tore steht und das Haus bewacht und wartet — — —

Plötzlich zuckt er zusammen und hebt die Hand, als wolle er den Schweigenden noch größeres Schweigen gebieten. Ganz fern, ganz undeutlich hört er Hufschlag vieler Pferde. Neues Hoffen steigt in ihm auf. Vielleicht sind's die Freunde, die da kommen ... Vielleicht auch erwartet er ganz umsonst einen Überfall der gekränkten Ritter. Und aufmerksamer noch als vorher lauscht er in den Nebel hinaus.

Immer näher kommt der Hufschlag. Immer deutlicher hört er das Pferdegetrappel. Ganz nahe scheinen die Reiter schon zu sein. Aber der Bauer weiß, daß der Nebel von weither den Klang herüberträgt, daß die Kommenden noch fern sind, wenn es auch scheint, als müßten sie gleich ans Haustor pochen.

Grau und schwer ziehen die Nebel um das einsame Haus. Und schwer gehen die Atemzüge der Frauen am Herd. Des Bauern Weib hat die Augen unverwandt dem Manne zugewendet. Ihre Hände sind ineinander verkrampft, das Gesicht ist wie erstarrt. Zuweilen sieht die Ahne sie an, aber sie sagt kein Wort, nur ihre Lippen pressen sich fester aufeinander.

Noch immer steht das Kind Else in seinem Winkel. Es wagt keinen Schritt zu tun, es fühlt sich verlassen und einsam. Und die Eltern scheinen ihm unheimlich und fremd.

Ganz nahe sind jetzt die Reiter da draußen. Bis ins Flett hinein hört man das Klirren ihrer Waffen. Angespannt schaut der Bauer hinaus, die Hand am Torriegel, um zu öffnen, wenn es die Freunde sind.

Unheimlich wogt der Nebel da draußen. Verworrene Stimmen klingen aus ihm hervor. Durch die Gestalt des Bauern geht plötzlich ein Zucken. Schwer fällt die Hand vom Torriegel, und der Bauer wendet sich um. Einen Augenblick lang ist sein Gesicht hoffnungslos und müde, eines Herzschlages Länge nur. Dann wird es wieder hart und gestrafft und unerbittlich, wie es die Gesichter der freien Bauern sind.

„Viele, sehr viele“, sagt er nur und packt das Schwert fester. Und seine Söhne und Knechte treten hinter ihn und sind ihm zur Seite.

Frau Wibe hat des Bauern Gesicht gesehen, das einsame, müde Gesicht. Alle Furcht ist auf einmal von ihr genommen. Sie weiß, wo ihr Platz ist. Und mit starken, sicheren Schritten geht sie zum Tisch, auf dem die Waffen liegen, und nimmt ein Schwert, ein gutes, scharfes Schwert.

Im Gesicht des Bauern ist ein Leuchten, als er seinem Weibe einen einzigen Blick zuwirft, der mehr ist als viele gesprochene Worte.

„Ahne“, ruft sie, und ihre Stimme ist plötzlich hell und jung, „nimm das Kind und geh in die verborgene Kammer. Und hüte es gut! Vielleicht seid ihr die einzigen, die übrigbleiben vom Henneckehof.“

Sonderbar ähnlich ist Frau Wibe jetzt plötzlich der Ahne. Die sieht des Sohnes Weib an und — lächelt. Lächelt in dieser Stunde!

Neben dem Herdfeuer steht die Frau. Sie wirft schwere Scheite in die rote Glut. Nimmer soll das Feuer verlöschen, solange sie es noch hüten kann.



Aus dem Nebel tauchen Reitergestalten, immer mehr und mehr. Der Bauer erkennt des Sehestedters Farben, er hört die verhaßte Stimme. Fester packt er das Schwert.

Noch einmal schaut er sich um nach seinem Weibe. Unverwandt sieht sie ihn an — —

Dumpfe Schläge dröhnen gegen das Tor ... Einmal, noch einmal — — —

* *

*

Ganz dunkel ist es in der verborgenen Kammer. Am Tage fällt durch einen verborgenen Spalt in der Wand etwas Licht herein. Aber in der Nacht, wenn nicht ein mildes Mondlicht den kleinen Raum in Dämmerung hüllt, ist hier tiefste Finsternis.

Draußen steht der dichte, weiße Nebel. Seine feine Kälte dringt durch den Spalt in die Kammer. Else friert, sie ist hungrig und müde. Dichter drängt sie sich an die Ahne. Die alte Frau sitzt unbeweglich auf einer Truhe, in der immer einige Lebensmittel liegen für Zeiten der Not — — wie diese. Nicht das erstemal sucht einer vom Henneckehof Zuflucht in der verborgenen Kammer.

Dumpfe Schläge und Stöße gegen das Tor dröhnen von unten herauf, wieder und wieder. Jetzt hört man ein Splittern wie von Holz ... jetzt den ersten hellen Klang aufeinandertreffender Schwerter. Dazwischen Schreie, Zurufe ... Manchmal glaubt Else des Vaters Stimme aus dem Lärm zu vernehmen; einmal auch die helle, junge des ältesten Bruders.

Unbeweglich sitzt die Ahne. „So unbeweglich wie die ernsten Heiligen in der Kirche", denkt Else. Die alte Frau ist ihr auf einmal fremd und unheimlich. Sie wagt nicht — wie sie es so gerne möchte — das Gesicht im faltigen Rock der Ahne zu verbergen, um das Krachen und Dröhnen, Rufen und Schreien da unten nicht mehr zu hören. Sie

wagt auch nicht, sich die Ohren zuzuhalten, denn sie fürchtet die strengen, harten Augen der alten Frau — — —

Immer deutlicher hört man das Getöse des Kampfes. Die Feinde sind nun nicht mehr nur in der Diele, sie sind schon bis ins Flett gedrungen. Ins Flett, wo die Mutter mit dem blanken Schwert neben dem Feuer steht...

Eine wilde, beklemmende Angst steigt in Else auf. Angst um Vater und Mutter und Brüder. Es ist, als begriffe das Kind erst jetzt, was da unten geschieht.

Else will aufspringen, sie will zur niedrigen Kammertür laufen, sie will hinunter zu den Eltern, fort aus der Stille, fort von der unheimlichen Ahne. Aber ein schmerzend harter Griff packt sie am Arm, daß sie wankt, eine lautlose Stimme zischt ihr zu: „Still!" Sie fällt auf ihren Sitz zurück. Nun schließt sie die Augen und hält sich die Ohren zu, um das da unten nicht mehr zu hören.

Aber auf einmal zuckt sie wieder empor. Ihre starr aufgerissenen Augen sehen ins Dunkel, als wollten sie durch Türen und Wände schauen. Einen Schrei hat sie gehört, einen furchtbaren, schrecklichen Schrei. War das der Mutter Stimme? Else zittert am ganzen Körper. Auf einmal weiß sie, daß dies ein Todesschrei war, daß die Fremden ihr die Mutter erschlagen.

Durch den schmalen Spalt in der Wand kommt von irgendwoher ein schwacher Schein. Und Else sieht, daß die Ahne die Lippen fest aufeinanderpreßt, daß ihre Hände gekrallt auf den Knien liegen, daß nun sie aussieht, als wollte sie aufspringen und hinuntereilen.

Die Zeit rinnt ... Endlos dünkt es dem Kind Else, daß die Mutter den Todesschrei getan. Und sind doch erst Minuten — — —

Und dann hört sie des Bruders Stimme, ihres Lieblingsbruders, der die schönsten Spiele mit ihr spielte. Sie hört

seine junge, sonst so frohe Stimme in Angst und Wut: „Nein ...! Nicht — — fesseln —! Schlagt mich tot! Schlagt — mich — — tot!! Nicht — — fangen!“ — — — Mehr kann Else nicht verstehen. Nur ein rauhes Lachen, ein spöttisches: „Kann dich gut brauchen, Bürschchen! Wart, ich will dich schweigen lehren ...“

Sie knebeln ihn, sie nehmen ihn gefangen, denkt Else. Es fällt ihr gar nicht auf, daß es da unten auf einmal so still ist. Daß sie sogar Worte vernehmen kann, so unheimlich still ist es.

Sie sieht nicht, daß die Ahne bei des Bruders Schrei zusammengesunken ist, als sei sie auf einmal alt und müde geworden, daß sie tonlose Worte vor sich hinflüstert. Stille, furchtbare Stille — — —

Und wieder kommen Reiter von ferne her, in rasender Eile. Sie reiten um Tod und Leben. Aber sie kommen zu spät. Das Tor ist offen, das Haus ist leer. Der Sehestedter ist mit seinen Leuten geflüchtet, da sie von ferne das Rossegetrappel hörten. Quer über dem Pferde eines Knechtes liegt gefesselt Ulf, des freien Bauern erstgeborener, freier Sohn.

„Bauer!“ ruft die Stimme des Großknechtes Jörg in das unheimlich stille Haus hinein. Und noch einmal: „Bauer!“ Nur das Stöhnen sterbender Menschen antwortet ihm.

Und dann ist auf einmal eine andere Stimme da, eine junge, wohlbekannte Stimme: „Wo ist die Ahne? Wo ist das Kind?“

Droben in der verborgenen Kammer springt Else auf: „Wulf! Wulf Isenbrant!“ ruft sie und will hinaus. Aber mit einem einzigen Schritt ist die Ahne vor ihr.

„Bleib“, sagt sie herrisch, „bleib! Ist nichts für Kinder,

das da unten." Und langsam steigt sie die schmale Leiter hinunter, Sprosse um Sprosse.

Langsam geht die Ahne durch das ganze Haus. Sie sieht den toten Sohn, sie sieht die toten Enkel, die toten Knechte. Am Herdfeuer liegt die Mutter. Lange und ernst sieht die Ahne sie an, dann nickt sie der Toten zu: „Du bist echt. Du warst doch würdig, eines Dithmarschers Weib zu sein."

Dann ruft sie den Knecht Jörg zu sich. „Wo warst du so lange?" fragt sie ihn. „Warum kamst du nicht zur Zeit?"

„Altmutter", antwortet er, „das Pferd trat fehl im Nebel, es stürzte und brach ein Bein. Im Sturze fiel es mir auf den Fuß und verletzte mich. Mühselig und langsam schleppte ich mich zum Isenbranthof. Wir ritten so schnell wir konnten. Es ist nicht meine Schuld, daß wir doch zu spät kamen."

Die Ahne sieht ihn lange, lange an. Ruhig hält der Knecht den prüfenden Augen stand. Da nickt die alte Frau. „Es ist gut", sagt sie endlich. Und: „Nun gib den Tieren das Futter. Der Henneckehof muß leben für den Tag der Vergeltung. Tue deine Pflicht."

Im Flett liegen die Toten, einer neben dem anderen. Obenan der Bauer mit seiner Bäuerin und den Söhnen. Wulf Isenbrants Knechte haben die toten Feinde hinausgeschafft, haben die Blutlachen vom Boden gespült und stehen nun und halten Wache vor dem Tor.

Da holt die Ahne Else aus der Kammer. Und Wulf Isenbrant nimmt fest ihre Hand und sagt ihr nur: „Sei tapfer, du junge Herrin vom Henneckehof."

Und das Kind geht an seiner Hand und sieht die toten Eltern und Brüder und steht und blickt sie an, und sie sind ihm sonderbar fremd. Seine Augen brennen, sein Gesicht zuckt; aber irgend etwas sitzt ihm im Halse, daß es nicht

weinen kann. Nur die Hände krampfen sich zu kleinen, harten Fäusten, das Herz pocht, und im Kopfe sitzt ein bohrender Schmerz, der stärker und stärker wird.

Da streicht Wulf Isenbrant Else sachte übers Haar. Und auf einmal ist all das Erstarrte fort, und sie ist wieder das Kind, das weinen kann. Fest hält der junge Bauer ihre Hand. Die Ahne sieht die beiden an. Langsam nickt sie mit dem Kopfe, und ihre Lippen formen lautlose Worte — —

*   *
*

Jedes Jahr, am Todestage der Eltern, geht die Ahne mit Else auf den Kirchhof zu den Gräbern der Leute vom Henneckehof. Und jedes Jahr fragt die Ahne dieselbe Frage: „Wo ist dein Vater, Else, der Herr des Hofes? — Die Dänen haben ihn erschlagen! — Wo ist dein Bruder, Else, der Erbe des Hofes? — Die Dänen haben ihn gefangen fortgeführt!" Und sie weist über die Gräber hin und spricht weiter: „Wenn du groß bist, Else, sollst du Kinder haben, starke Söhne. Und wenn die groß sind, sollen sie dein Geschlecht an den verfluchten Dänen rächen."

Als sie noch klein ist, fürchtet sich Else bei den Worten der Ahne. Aber als sie größer wird, fürchtet sie sich nicht mehr. Da ist sie es, die antwortet.

Und sie nimmt die Worte tief in sich auf und sieht über die Gräber hin, und ihre Lippen werden schmal. Und sie denkt an den Tag der Vergeltung.

Und die Ahne mahnt an Vater und Mutter und an die Brüder Jahr um Jahr.

Und die Jahre gehen, eines nach dem anderen...

II.

Uralt ist Dithmarschens Freiheit und uralt der Kampf um sein Recht.

Schon mancher kam und streckte die Hand aus nach dem Lande. Aber die Nordsee ist ein wackerer Kampfgenosse, und niemand kennt die Marsch wie der Dithmarscher Bauer. Schon mancher versank in Sumpf und See, in plötzlich strömende Wasserfluten. Und wußte nicht, woher sie kamen — — —

Dunkle Gerüchte gehen durch das Land auf heimlichen Pfaden, strömen mit der Flut in die Priele und über die Marschen, pochen an die Türen der freien Bauernhöfe und wandern über den Marktplatz von Heide, wo die zwölf Richter zu Gericht sitzen an jedem letzten Tag der Woche.

Aus Dunkel und Ungewißheit steigt das Jahr 1500 herauf — — Und das heimliche Raunen nimmt Gestalt an — — Und die Gerüchte werden Gewißheit — — — Und das Schwert an der Wand klirrt in der Scheide, als ahne es den kommenden Kampf.

Über den Marktplatz von Heide gehen zwei Dithmarscher Bauern. Hoch und kühn ist ihre Gestalt, und ihre Schritte sind voll stolzer und gelassener Kraft. Denn keinen Adel kennt dies Land und keinen leibeigenen Knecht; und der Bauer ist Herr, und nur der Kaiser ist über ihm. Der Bremer Erzbischof, der des Landes Schirmherr sein will und es doch nicht schützen kann — — Was kümmert er die freien Bauern?

„König Hans von Dänemark rüstet ein Heer", sagt der eine, „Holsteins ganze Ritterschaft hat er aufgeboten, uns

zu zwingen." Der andere lacht ein dunkles, zorniges Lachen: „Will er den Danebrog über Heide und Hemmingstedt flattern sehen? Er soll sich hüten! Wir haben einen besseren Bundesgenossen als er." Seine Blicke gehen nach Westen, dort — — in der Ferne hinter Deich und Marsch grollt dumpf der Blanke Hans.

* *
*

Die Achtundvierziger, die Regenten des Landes, haben ein geladenes Thing gehalten auf dem Marktplatz zu Heide. Riesengroß und weit liegt der Platz da. Ihn umschließen die schönen, reich geschmückten Häuser der achtundvierzig Männer, die — aus Dithmarschens ältesten Familien entsprossen — das freie Land regieren.

Diesmal haben sie sich alle im Hause der Vogtemannensippe versammelt, weiteren Rates zu pflegen. Manch einer von ihnen hat wohl einen nachdenklichen Blick auf das steingemeißelte Wappen über der Tür geworfen, unter dem Geschlecht um Geschlecht der Vogtemannensippe herangewachsen. Eine Mauer, wie die in diesem Wappen, so haben sie gedacht, eine Mauer, die könnten wir jetzt gar wohl gebrauchen, unser Land zu schützen, damit der Stern unserer Freiheit nicht untergeht.

Aber das Wappen bleibt nur Stein und Sinnbild. Keine Mauer steht um Dithmarschen her. Es hat nichts zu seinem Schutze als die Kraft seiner freien Bauern und als Meer und Fluß und Sumpf, die es umschließen, daß es fast einer Insel gleicht.

Noch immer wogt es und drängt es sich auf dem Marktplatz. Noch immer stehen die Männer, die ganz plötzlich zum Thing entboten wurden, in Gruppen beieinander und

sprechen erregt über alles, was die Achtundvierziger ihnen soeben mitgeteilt. Ihre Gesichter sind ernst aber entschlossen. Ihre Hände legen sich fester ums Schwert. Hier und da stößt auch wohl einer, dem sein Nachbar etwas erzählt, einen Fluch aus wider die verhaßten Dänen.

Ein Bauer, der irgendwo aus einem kleinen, verlorenen Hofe kommen mag, schiebt sich näher an eine Gruppe heran. Aufmerksam hört er zu, was die Männer da vor ihm sprechen. Schließlich zieht er einen von ihnen vorsichtig am Ärmel.

„Guter Freund", sagt er leise, „ich kam zu spät zum Thing, denn mein Hof liegt abseits und einsam, und die Wege sind schlecht. Ich habe nicht alles gehört, was die Achtundvierziger zu sagen hatten. Und auch sonst bringt nur selten einer Kunde von dem in meine Einsamkeit, was hier geschieht. Denn nicht oft kann ich den Hof und mein Weib so lange allein lassen, um zum Thing nach Heide zu kommen. Wollt Ihr mir nicht sagen, um was es heute geht, daß so außer der Zeit ein Thing geboten wurde?"

„Die Dänen rüsten wider uns", antwortet der andere, „sie haben alles Verhandeln abgebrochen. Zwingburgen wollen sie uns ins Land setzen und eine Steuer auferlegen, die wir niemals zahlen könnten, selbst wenn wir es wollten."

„Ja", ruft ein anderer dazwischen, „diesmal wird es ernst. Sie haben schon viele Verbündete gewonnen, denn Könıg Hans — so erzählt man — habe seinem Vater noch auf dem Sterbebette gelobt, das Land Dithmarschen für Dänemark zu gewinnen. Und nun, denkt er, sei es an der Zeit."

Der fragende Bauer ist ganz erschrocken. Aber ehe er noch etwas sagen kann, tritt ein Vorübergehender, der die letzten Worte gehört, zu der Gruppe.

„Sie können es nicht ertragen, daß es noch freie Bauern gibt, die Herren in Dänemark oder die Herzöge von Holstein. Haben sie nicht wieder und wieder versucht, uns zu unterwerfen? Schelten sie uns nicht Rebellen, nur weil wir keines Fürsten Untertanen sein wollen?"

„Nun, schließlich haben wir doch auch Verbündete", meint einer. Aber da lacht der, den der fremde Bauer gefragt. „Unsere Verbündeten: Hamburg, Lübeck oder wohl gar Bremen? Wir werden ja sehen, ob die uns Hilfe senden!"

„Dann kämpfen wir eben allein", ruft eine helle, junge Stimme aus der Gruppe heraus, „es wäre nicht das erstemal, daß wir die Dänen die Dithmarscher Schwerter kennen lehren! Wißt ihr noch, wie Graf Gerhard von Holstein Anno 1403 sein Leben verlor und alle Holsteiner Ritter mit ihm und das ganze Heer, daß auch nicht einer entkam? Das war ein großes Wehklagen damals im Holsteiner Land. Noch ist es nicht hundert Jahre her, aber sie haben's schon wieder vergessen."

„Und der Kaiser", wirft endlich der Bauer ein, „warum wenden sich denn die Achtundvierziger nicht an den Kaiser? Seines Amtes wäre es doch, uns zu schirmen und zu schützen vor des Dänenkönigs Überfall."

Da werden die Gesichter rings ernst. „Was weiß des Kaisers Majestät von uns?" sagt schließlich einer langsam. „Hat nicht Kaiser Friedrich IV. selbst Dithmarschen den Dänen überlassen, weil die ihm helfen sollten in seinen Kriegen? Und hat es nicht vieler Mühe und vieler Verhandlungen bedurft, bis Kaiser Max den Lehnsbrief zurücknahm, weil er durch falsche Eide erschlichen war? Helfen ... helfen wird uns der Kaiser nicht! Was kümmert ihn das Reich, was kümmern wir ihn, die wir hier im Norden Grenzwacht halten. Er schaut ja nur nach dem

Süden, er denkt nur an das Land Italia und an sein Österreich. Nein, helfen wird er uns nicht — —!"

Langsam gehen die Männer auseinander mit ernsten Gesichtern. Sorge liegt schwer auf ihnen allen, und wie ein Druck lastet es auf dem Lande, das Wissen: Nein, helfen wird uns keiner. Wir sind ganz allein!

* *
*

Die achtundvierzig Regenten des freien Landes Dithmarschen sitzen im Hause der Vogtemannensippe in der Halle um den großen, langen Tisch. An den Wänden der Halle stehen hohe, dunkle, reich geschnitzte Schränke, die schon Generationen überdauerten. Truhen bergen Stoff und Gewand. Die Stühle tragen reichen Schmuck von Schnitzereien.

Die schweren, silbernen Becher spiegeln sich beinahe im leuchtenden Glanze des Linnentuches, das den langen Tisch bedeckt. Auf großen Tellern stehen Schinken und Brot für die Regimentsherren bereit. In silbernen Kannen funkelt ein edler Wein. Nur ab und an braucht der Hausherr die Becher nachzufüllen, denn sie sind mäßig, die achtundvierzig Regenten des Landes Dithmarschen. Auch nach dem Mahle, wenn es anderswo geschehen kann, daß die Herren unter den Tischen liegen, können sie weiterberaten zu des Landes Wohl.

Und auch hier sitzt die Sorge mit zu Tische. Sie haben sichere Nachricht, daß der Dänenkönig rüstet, daß der Holsteiner Herzog ihm beisteht, daß Ritter und Edle in Scharen sich unter dem Danebrog sammeln. Ein Kampf auf Tod und Leben wird beginnen um des Landes Freiheit. Sie haben Kunde bekommen, daß König Hans im Mai

ausziehen will. Und jetzt schreiben sie schon den Januar Anno 1500.

Es ist ein halblautes Raunen in der Halle um den Tisch her, als der Hausherr sich plötzlich erhebt:

„Ich habe heute sichere Kunde bekommen", sagt er und sieht sich langsam um, „daß die Schwarze Garde mit ihrem Hauptmann, dem Junker Slentz, die Elbe überschritten hat und daß sie auf dem Wege nach Neumünster ist. Dort



sammelt König Hans sein Heer. Fünf andere Kompanien Landsknechte hat der König noch angeworben, dazu dienen ihm die Ritter aus Schleswig und Holstein, aus Dänemark und Lauenburg; auch aus Pommern und Braunschweig und Brandenburg eilen sie ihm zu Hilfe. Die Städte senden ihm Bürger. Auch Bauern sollen bei des Königs Heer sein.

Wir dagegen stehen ganz allein. Denn Hamburg und Lübeck machen Ausflüchte, nun sie ihrer Bundespflicht genügen sollen. Und der Erzbischof von Bremen ist schon froh, wenn die Dänen ihn selbst in Ruhe lassen. Ganz allein sind wir. Niemanden haben wir. Nichts ist unser,

als unser altes Recht und — —“ ganz leise spricht er plötzlich, wie zu sich selbst, „und als die Nordsee mit Deich und Marschen.“

Einen Augenblick ist es ganz still in der Halle. Nur die Kerzen in den hohen Leuchtern knistern ein wenig. Den Männern ist es, als ginge ein Rauschen über sie hin, als hörten sie alle plötzlich das Wogen und Branden der Nordsee. Und einer sagt aus tiefem Sinnen heraus: „— — Wenn sie jetzt kämen ... im Winter ... wir frügen nichts nach Hilfe ... Dann — — —“

Die Stunden rinnen und der Tag. Und die Regimentsherren planen und verwerfen und fassen Beschlüsse, wie sie das Land bewahren möchten vor dem mächtigen Feinde.

Als sie aus dem Hause treten — es ist schon später Abend geworden — da sind ihre Gesichter ernst und angespannt und ihre Augen hart. Und sie steigen zu Pferde und reiten heim durch das freie Land.

* *
*

Der Hof der Henneckes liegt einsam und still da. Die Knechte und Mägde sind schon zur Ruhe gegangen. Der helle, arbeitsfrohe Lärm des Tages ist verstummt. Nur ab und an klirrt eine Kuh mit der Kette, oder ein Huhn schlägt im Schlaf mit den Flügeln. Das weiße Schneelicht dringt von draußen durch die kleinen Fenster, unwirklich und schattenhaft macht es alle Dinge. Wie ein lebendiges Wesen hängt der schwere, rauchgeschwärzte Kessel an seinen dicken Ketten über der Herdstelle. Und der Stuhl der Ahne steht da, als warte er, daß sie sich in ihm niederlasse.

Seltsame dunkle Flecken kann man im Halblicht auf dem Fußboden sehen; unheimlich wirken sie im fahlen Schein des Mondes.

Ganz still ist es im Hause. Nur schwere Atemzüge arbeitsmüder Menschen klingen leise durch das Dunkel.

In einer der Kammern hinter dem Flett brennt noch Licht. Jetzt beginnt es zu wandern. Es wird durch die Tür getragen, vorbei an der Herdstelle. Seltsam wirft es den Schatten des eisernen Kessels auf die Wand ... Nun fällt sein Schein auf den Fleck am Boden; da bleibt er liegen, eine lange Zeit. Zwei Augen sehen auf den Fleck herunter, zwei junge Lippen pressen sich fest aufeinander ... Dann wandert das Licht weiter.

Es wandert durch das ganze Haus: vorbei an den Ställen der Tiere, von denen das eine oder andere sich langsam nach dem hellen Schein umwendet ... Vor den Schrankbetten der Knechte und Mägde bleibt es wieder stehen, als lausche einer auf die Atemzüge der Schläfer ...

Und jetzt kommt es ins Flett zurück. Es wandert an dem großen Tisch entlang ... Mitten auf dem Tisch wird es niedergestellt ... Nun fällt sein Schein gerade auf zwei Schwerter, die da an der Wand hängen, ein großes, breites und schweres und ein kleineres, leichteres ... Eine Hand kommt aus der Dämmerung und streicht langsam über die Schwerter hin, über das große und über das kleinere ... Dann wird das Licht wieder aufgehoben und in die Kammer zurückgetragen. Dunkel und einsam liegen Diele und Flett. Menschen und Tiere schlafen und atmen schwer. Weiß leuchtet draußen der Schnee und deckt rings die winterlichen Felder zu. Wie Schatten, geisterhaft und unwirklich, stehen Bäume im Lichte des Vollmondes.

Und endlich erlischt auch das Licht in der Kammer des Henneckehofes — — —

* *

*

Das Licht ist erloschen, aber der Schlaf will nicht kommen. Ruhelos wirft sich Else hin und her. Sie hat die Türen ihres Schrankbettes weit geöffnet und die Vorhänge zurückgeschlagen. Und doch ist es ihr, als laste ein furchtbarer Druck auf ihr. Sie überdenkt den Tag, ob sie irgend etwas vergessen, ob eine notwendige Arbeit unterblieb oder ob das Gesinde etwas versäumt hat. Nein, alles ist in bester Ordnung. Der Hof, dessen Leitung sie nun in ihre jungen, starken Hände genommen, ist wohl versorgt. Auch auf dem abendlichen Rundgang eben hat sie alles gut verwahrt gefunden.

Plötzlich richtet sie sich auf. Fern, durch die Nacht herüber, klingt Pferdegetrappel ... Kommt näher ... verklingt wieder. Irgendwer reitet da wohl zu seinem Hof. Und plötzlich sind alle die Bilder wieder da. Sind fast so lebendig, fast so nah wie damals — — — vor zehn Jahren. Ja, so fing es an, mit dem Hufschlag der Pferde, die den Vater und die Knechte nach Hause brachten ... Zum letzten Male nach Hause. Abend war's — — Und als die Sonne aufging, da lagen sie auf dem Tisch im Flett ... Und nur sie war übrig. Sie und die Ahne und — — der Hof.

Ja, nun ist der Hof ihr Leben geworden. Nun sorgt sie für ihn und bewahrt ihn. Nun gibt sie ihre Jugend hin für ihn und will nichts anderes als das Gedeihen des Hofes.

Nichts anderes, Else ...?

Und auf einmal ist sie ein Kind. Und einer streicht ihr sanft übers Haar, daß sie weinen kann. Und einer nimmt sie an der Hand und geht mit ihr durch Sonne und Wind —

Da lächelt Else im Schlaf — — —

* *

*

Am anderen Abend, kaum daß der alte Großknecht den Feierabend geboten, reitet Wulf Isenbrant auf den Henneckehof. Er wirft die Zügel einem herbeieilenden Knechte zu. Dann tritt er mit raschen, sicheren Schritten ins Haus wie einer, der wohl Bescheid weiß, und geht durch die Diele hindurch geradeswegs auf die Herdstelle im Flett zu.

Am Feuer sitzt die Ahne in ihrem hohen Stuhl, um den her das Kind Else einst allerlei nachdenkliche Betrachtungen spann.

Sie sitzt sehr gerade, sehr aufrecht, und ihre Augen sind hell und scharf wie einst. Nur um ihren Mund her liegen tiefe Falten. Die wurden in jener Nacht, die nun schon zehn Jahre zurückliegt. Und ihre Haare sind schneeweiß geworden.

Der junge Bauer neigt sich tief vor der alten Frau, und sie deutet mit einer Handbewegung auf einen der niedrigen, schweren Schemel, die um das Feuer her stehen. Dann sieht sie ihn fragend an. „Was bringst du?“ sagen die Augen, aber der Mund schweigt.

Wulf Isenbrant blickt sich einen Augenblick suchend um; es ist, als vermisse er jemand. Die Ahne sieht ihn an. Ganz tief in ihren ernsten Augen leuchtet etwas wie ein Lächeln auf, dann sagt sie langsam: „Else ging hinüber ... Zu der Peters Hof ... Wegen der kranken Frau ... Bald wird sie zurück sein.“ Über des jungen Bauern Gesicht geht es einen Augenblick wie ein Schatten. Aber dann beginnt er zu sprechen:

„Gestern kam ich heim vom Thing, das die Regimentsherren nach Heide beriefen. Böse Botschaft bring' ich mit. König Hans rüstet wider uns, jeden Tag wächst sein Heer. Fürsten und Städte verbünden sich mit ihm. Und unsere eigenen Bundesgenossen vergessen der Treue.“

Vergessen der Treue — — — Hat es die Ahne nachgesprochen? Flüsterte es der Wind, der über das weiße Land her um das Haus geht? Seine eigenen Worte kommen zu Wulf Isenbrant zurück wie eine Mahnung. Höher richtet er sich auf. Fester packt seine Faust das Schwert, das der freie Bauer nie von sich läßt. Und seine Stimme ist härter als eben noch, da er nun weiterspricht: „Aber wir vergessen der Treue nicht gegen die Heimat, das freie Dithmarscher Land ... Und gegen die Fahne, die schon so manchen Sieg gesehen. Möge die Himmelsmutter, die uns sooft schon schützte, uns auch diesmal wieder beistehen."

„Schmale Wege führen ins Land", sagt die Ahne langsam, und sie sieht in die Ferne, als müsse sie dort, weit, weit fort, etwas erkennen. Wie eine seltsam zwingende Macht geht es plötzlich von ihr aus. Der junge Bauer hat alles um sich her vergessen. Er muß die alte Frau ansehen, die die Hand hebt und irgendwohin deutet ... und weiterspricht mit einer fremden, anderen Stimme: „Schmale Wege führen ins Land, schmale Wege — — Männer sehe ich mit bloßen Schwertern — sehe Tote — — Regen und Sturm — — und Wasser ... überall .... überall Wasser — — —"

Kaum zu verstehen waren die letzten Worte. Nun flüstert sie nur noch leise, unverständlich vor sich hin.

Wulf Isenbrant sitzt unbeweglich, ein wenig vorgeneigt, als wolle er die Worte ergreifen, noch ehe sie gesprochen sind. Seine Augen lassen die alte Frau nicht los.

Die Abendsuppe im großen Kessel beginnt leise zu brodeln. Immer dunkler wird es draußen. Eintönig singt der Wind um das Haus her. Manchmal bellt ein Hund in der Ferne. Noch hat niemand ein Licht entzündet; nur das Herdfeuer wirft sonderbare Schatten auf Decke und

Wände. Flammenschein zuckt über die beiden Gesichter, das weiße, alte mit den tausend Falten, und das junge, das Sonne und Wind gebräunt hat.

Unbeweglich sitzt die Ahne, unbeweglich sitzt der Dithmarscher Bauer. Klar und deutlich sieht er die Bilder, die die alte Frau mit ihren wenigen Worten aufwachsen läßt. Seine Hände öffnen sich langsam, schließen sich wieder, als wollten sie packen und festhalten. Ein schmaler Strich ist sein Mund, seine Augen sind weit geöffnet, und ein hartes Leuchten wächst in ihnen auf.

Die Sanduhr rinnt. Es ist so still, daß man den Sand fallen hören kann.

Da schlägt draußen der Hund an. Die Tiere beginnen sich zu rühren, Ketten klirren, Hufe scharren den Boden ... Ein schneller Schritt kommt durch die Diele.

Da wachen die beiden Menschen auf, und ihre Gesichte versinken — — — Bis ihre Stunde kommt.

Eine Leuchte trägt Else in der Hand. Sie setzt sie auf den Tisch nieder und begrüßt die Ahne. Erst jetzt sieht sie den Besucher. Langsam, fast ein wenig scheu wendet sie sich ihm zu, und ihre Hand zittert kaum merklich in der seinen.

Doch dann trägt sie die Holzteller zum Tisch, füllt die Abendsuppe in eine große Schüssel und stellt Brot bereit. Einmal wendet sie sich dabei um und ruft den Bauern an: „Du ißt doch mit uns, Wulf Isenbrant?"

Er nickt ihr bejahend zu und sagt zur Ahne: „Gern bleibe ich noch zur Abendsuppe hier. Es ist doch etwas anderes, ob die Hausfrau das Essen auf den Tisch stellt oder eine Magd. Seit der Vater tot ist, kränkelt die Mutter; kaum kommt sie noch aus ihrer Kammer. Da ist das Essen ohne die Herrin nur eine Arbeit wie alles andere."

„Dein Hof braucht eine Bäuerin, Wulf Isenbrant", sagt die Ahne langsam und sieht den Mann an. Und dann, ganz leise, kaum daß er es vernehmen kann: „... Und einen Erben."

Da lächelt der Gast: „Bisher war sie noch zu jung, meine Bäuerin, da mußte ich warten. Und jetzt", sein Gesicht wird wieder ernst, „jetzt muß erst der Kampf vorüber sein und das Land frei, ehe ich an sie denken darf."

Die Ahne nickt. Ihre Augen gehen hin und her zwischen Wulf Isenbrant und Else Hennecke. Und das ernste Leuchten in ihren Augen wird von neuem wach.

„Komm bald wieder, Wulf", bittet Else, als er Abschied nimmt. Und vom Pferde herunter reicht er ihr noch einmal die Hand. Lange sieht er sie an, dann reißt er jäh das Pferd herum und reitet in die Nacht. Else steht an die Tür gelehnt und sieht ihm nach. Sie merkt nicht, daß der Wind sie durchkältet, daß er den eisigen Schnee durch das offene Tor ins Haus hineintreibt.

Sie steht und horcht, solange sie noch einen Hufschlag hören kann.

* *

*

Am Feuer sitzt die Ahne, ganz allein. Else sieht sie sitzen, aufrecht, ruhig, wie sie sie seit frühesten Kindertagen kennt. Die Flammen flackern und tanzen. Zuweilen fällt der Feuerschein auf die alte Frau. Dann sitzt sie schwarz und unbeweglich wie ein Stein im hellen Licht der Flammen. Zuweilen auch ist es, als sei sie ein Teil des geheimnisvollen Dunkels rings, aus dem nur ihr weißes Gesicht aufragt, wissend und sehend.

Lange steht Else und sieht die Ahne an; nur langsam kommt sie näher.

Die Knechte und Mägde und die Tiere schlafen rings. Es ist, als seien die alte Frau und das Mädchen ganz allein in dem alten Hause. Sonderbar knackt es im Gebälk. Leise knistern die Flammen. Über ihnen auf dem Hausboden raschelt kleines Getier. Und draußen steht die Nacht und schaut durch alle Fenster.

Mit einer Handbewegung heißt die Ahne Else sich niedersetzen.

„Wulf Isenbrant brachte schlimme Kunde aus Heide", sagt sie langsam, „die Dänen stehen vor Dithmarschens Grenzen. Notzeit kommt, Kampfzeit. Hast du Angst, Else?"

Ganz erstaunt blickt das Mädchen auf: „Angst, Ahne? Warum? Meint Ihr, daß wir sie nicht auch diesmal aus dem Lande jagen werden wie schon so oft? Wulf Isenbrant ist doch einer der Führer. Ihn werden die Dänen sicher nicht besiegen."

Ganz plötzlich hält sie inne. Ihr Gesicht ist rot geworden, als habe sie irgend etwas Geheimes verraten. Scheu sieht sie zur Ahne hinüber, aber die alte Frau sitzt still und reglos da wie immer. Das feine Lächeln in ihren Augen kann Else nicht sehen, denn das Feuer ist tief herabgebrannt. Rasch legt Else ein paar neue mächtige Scheite auf.

„Meiner Mutter Mutter hat mir oft davon erzählt", beginnt die Ahne und sieht unbeweglich in die Flammen. „Anno 1403 war's, da ritten die Holsteiner Grafen aus, in Dithmarschen zu rauben und zu plündern. Wie zu Spiel und Fest ritten sie. In seidenen Kleidern, in prunkvoller Wehr. Sie haben das Land ausgeraubt, daß kein Becher und kein Gewand mehr in einer Truhe blieb. Und wo sie

zogen, da brannten die Höfe der freien Bauern ... Auch meines Ältervaters Hof hat damals gebrannt. Oft hat es mir meiner Mutter Mutter erzählt" ...

Die Ahne schweigt. So unbeweglich sitzt sie, so starr blickt sie in die Flammen, als sehe sie nicht die stille Herdstelle mehr mit ihrem geheiligten Feuer. Nein, sie sieht ihrer Ahnen Hof in Flammen stehen, und ihre Hände krampfen sich — — —

Und mit unheimlich ruhiger Stimme, unbewegt, spricht sie weiter: „Leer war das Land ... Fort waren die Bauern ... fort Frauen und Kinder. Der Tod zog neben dem Heere her ... Der Tod lachte, wenn sie sich der reichen Beute freuten, die sie so mühelos gewannen."

Da lacht auch die Ahne, ohne einen Laut. Unheimlich ist dieses Lachen. Und Else beginnt sich zu fürchten. Sie duckt sich unwillkürlich zusammen, sie will sich verbergen in der schützenden Dunkelheit, daß die starren Augen sie nicht ansehen können.

Doch immer weiter spricht die unbewegte Stimme: „Aber als sie in die Hamme kamen, als sie die schmalen Wege zogen durch diesen wilden Grenzwald, da freuten sie sich nicht mehr — — — Da war Scherzen und Lachen bald verstummt ... Da fühlten sie, daß einer neben ihnen schritt mit toten, erbarmungslosen Augen ... Da packte sie das Grauen an ... Keiner entkam. Die Dithmarscher haben sie alle erschlagen ..."

Wie ein Messer, hart und kalt ist jetzt die Stimme der Ahne, ohne Erbarmen. Else friert; und doch muß sie wie gebannt der unheimlichen Stimme lauschen, die nun weiterspricht:

„Schweigend lagen die Unseren im wilden Walde. Furchtbare Eide banden die Geschlechtsgenossen, daß keiner

einen Laut von sich gäbe, was auch immer von ihrer Habe sie bei den Feinden sehen würden. So kamen sie über die Holsten als ein schweigender Tod — — — Und mitten unter ihnen, hoch über dem stummen Heere, wehte die Marienfahne, die Fahne des freien Dithmarscher Landes."

Die Ahne sieht unbeweglich in das flackernde Feuer. Unbeweglich sitzt auch Else. Sie sieht alles vor sich, was die Ahne erzählt, wie Wirklichkeit: Sie ist mitten unter dem schweigenden Heere ... Sie sieht die lachende Schar der Holsteiner Ritter ... Sie sieht die Dithmarscher hervorbrechen aus den finsteren Wäldern ... Sie hört die Todesschreie der Erschlagenen. Unwillkürlich zuckt sie zusammen.

„Fürchte dich nicht, Kind", hört sie die Stimme der Ahne wie von weither, „solange die Marienfahne über dem Lande weht, wird keiner die freien Dithmarscher zu Knechten machen."

Die Zeit rinnt. Sie merken es nicht. Rückwärts schaut die Ahne, vorwärts das Mädchen Else. Stille ist um sie her.

„Heilig ist die Fahne", hört Else die Stimme der Ahne nach einer langen Zeit. „Meine Ältermutter hat mit daran gestickt, als sie im Kloster ‚Unserer lieben Frau' geweilt, allerlei feines Nadelwerk zu erlernen. Tausend Gebete haben die Fahne geweiht und unzählige Tränen um die, so für die Fahne gefallen."

Und wieder ist Stille zwischen den beiden. Da steht die Ahne langsam auf. Einen Augenblick legt sie Else schwer die Hand aufs Haupt. Dann geht sie in ihre Kammer.

Mählich verglimmt das Feuer. Else wartet, bis auch der letzte Funke erloschen ist. Ihr ist sonderbar schwer zumute, als käme ein Schicksal auf sie zu, dem sie nicht entrinnen kann.

Lange steht sie vor den beiden Schwertern an der Wand. „Vater", flüstert sie leise, „Mutter." Und ihre Hand gleitet sachte über die scharfen Klingen. — —

Später dann, im Traume, sieht sie eine Frau, die ein Kind auf dem Arme hält. Da lächelt sie froh. Aber das Antlitz der Frau wandelt sich, strenge blicken die Augen... Auf einmal ist es die Gottesmutter von der Marienfahne. Sie bewegt die Lippen ... Sie fordert etwas von Else. Aber das Mädchen kann sie nicht verstehen...

Und es erwacht in großer Angst.

III.

Die Glocken rufen durchs Dithmarscher Land. In allen Kirchen schweben duftende Weihrauchwolken, in allen Kirchen singen die Priester die Messe, in allen Kirchen knien Männer und Frauen und beten. Sie beten um Dithmarschens Freiheit.

Sie knien vor dem Altar. Tief neigen sie sich vor der Hostie, die ihnen der Priester reicht, und manch einer tut ein Gelübde an die Himmelskönigin, die sie zur Schutzherrin des Landes erkoren.

Alle Zwietracht wird begraben. Feinde versöhnen sich. Bitten werden erfüllt. Und manche Ehe wird noch schnell vor dem Kampfe geschlossen.

In Lütjenburg, in der Kapelle der Maria, knien betende Frauen Tag und Nacht. Und von der kleinen, aus dem fremdartigen Elfenbein geschnitzten Muttergottes-Figur in Kirchnüchel erzählt man sonderbare Dinge: Dem alten Johannes, der dieses Bild hütet nun schon so manches Jahrzehnt, soll die Himmelskönigin zugenickt haben, da er gar so dringend um Dithmarschens Rettung gebetet.

Diese Mär verbreitet sich hin und her im Lande, und alle bekommen Mut. Die Schwerter hängen nicht länger mehr müßig an den Wänden, denn die Knaben, die das zwölfte Jahr vollendet und nun als waffenfähig mitgezählt werden, nehmen sie herab und kämpfen damit untereinander von Sonnenaufgang bis zum Dunkelwerden.

Die Gesichter der Dithmarscher Bauern werden hart und unerbittlich und ihre Lippen schmal. Die Sorge geht

neben ihnen her, Tag und Nacht. Denn keiner hilft ihnen. Sie sind ganz allein.

Und die Glocken rufen durchs Dithmarscher Land — —

*   *
*

Die Achtundvierzig haben eine Landesversammlung einberufen. Alle wehrfähigen Männer haben sich versammelt, Rat zu halten. Und sie sehen voller Sorge ihre kleine Zahl. Denn wenn sie auch alle zwölfjährigen Knaben mitzählen, so sind sie doch kaum mehr als sechs- oder siebentausend. Das Heer aber, das heranzieht wider das Land, ist wohl an dreißigtausend Männer stark. Auch vierzigtausend können es sein, die Dithmarscher wissen es nicht so genau.

Und doch, sind sie auch wenige nur, in einem sind sie doch stärker, viel stärker: Sie kämpfen für die Heimat, daß sie nicht unter einen fremden Herrn kommen soll; sie kämpfen für ihre freigeborenen Kinder, damit sie niemandes Knechte werden; sie kämpfen für die Freiheit, um die schon so viel Blut geflossen ist.

Jene aber? — — Alter Neid und die Hoffnung auf reiche Beute treiben Adel und Bürger in den Kampf. Und die Landsknechte? — — Die kämpfen heute für diesen und morgen für jenen; die verkaufen Arm und Schwert an den, der ihnen die meisten Goldstücke bietet oder die reichste Beute verheißt. Was kümmert sie der Herr, für den sie heute kämpfen? Vielleicht stehen sie morgen schon wider ihn im Felde. Und unter ihnen die vielgefürchtete Schwarze Garde des Junker Thomas Slentz! — — Sind auch nur Landsknechte und Söldner, fremd und heimatlos, die nur um des Goldes willen kämpfen!

Lange gehen die Reden hin und her auf der Landesversammlung. Vielerlei Vorschläge werden gemacht; mancher wohlerwogene Rat wird gegeben, wie der Gefahr zu begegnen sei. Und als es auf den Abend zugeht, da ist das Beraten zu Ende.

Die Achtundvierzig nehmen die Verteidigung des Landes in ihre starken Hände, und das ganze Volk stimmt ihnen zu und bereitet sich, die Opfer zu bringen, die seine Führer von ihm fordern. Und diese Opfer sind schwer.

Meldorp und die reichen Dörfer ringsher müssen geopfert werden. Denn dort, auf flachem, festem Lande, können die Dithmarscher, die wenigen, dem übermächtigen Heere der Fürsten nicht begegnen. Einige, die übervorsichtig sind, haben sogar den Vorschlag gemacht, sich gar bis Büsum zurückzuziehen und auch die Hauptstadt Heide zu opfern. Aber nach ernstem Hin- und Widerreden, nach dem Erwägen von allem Für und Gegen, hat die Landesversammlung diesen Vorschlag abgelehnt. Und nun ist es von allen beschlossene Sache: Vor Heide wollen sie kämpfen; um jeden Preis wollen sie des Landes Hauptstadt schützen. Oldenwöhrde aber soll das Hauptquartier sein.

Nur einige wenige Söldner, die sie angeworben haben, sollen vor Meldorp stehen, um den ersten Ansturm des Feindes aufzuhalten.

Sie aber, die freien Dithmarscher, wollen selbst und allein die Entscheidungsschlacht schlagen, ohne die Fremden. Denn sie sind mißtrauisch gegen jede fremde Hilfe von alters her und trauen nur sich selbst und ihrer eigenen Kraft.

Der Abend neigt sich. Ein trüber, früher Winterabend senkt sich über die sechstausend, die dicht beieinander stehen — Geschlecht um Geschlecht — und dem Feinde entgegensehen, unverzagt. Denn wie ihre Ahnen mehr als einmal

den Sieg über Dänen und Holsten gewonnen, so hoffen auch sie, ihn diesmal wieder zu erringen mit Gottes und der Heiligen Jungfrau gnädiger Hilfe.

*   *
*

Das sonst so stille Oldenwöhrde ist voll neuen, kriegerischen Lebens. Die Führer der Dithmarscher sind am Abend eingeritten und mit ihnen ihre Freunde und Geschlechtsverwandten.

Nun haben sie sich auf die verschiedenen Höfe verteilt und sitzen am Abend am flackernden Herdfeuer und sprechen mit den Frauen und den Daheimgebliebenen von den Tagen, die kommen werden, und von den Kämpfen, die schon früher um dieses Land Dithmarschen und seine Freiheit geschlagen wurden.

Auch bei Wulf Isenbrant — der ja selbst eine Schar führen wird — sitzen etliche Gäste. Sie sprechen von den Dänen und welche Absichten die wohl haben mögen, an welcher Stelle sie wohl ins Land kommen werden und welche Wege sie dann zu ziehen gedenken.

Die Meinungen gehen hin und her. Und je länger er zuhört, um so schweigsamer wird Wulf Isenbrant, der junge Hausherr. Es ist, als müsse er irgend etwas sehr Wichtiges überlegen, und dann und wann steht er auf und geht ruhelos im Flett hin und her. Zuweilen tritt er an eines der kleinen Fenster, schiebt ein wenig den Laden zurück und sieht hinaus: gen Süden, über die Marschen und Wege hin. Auf seiner Stirn stehen tiefe Falten, seine Augen sind dunkler als sonst. Und er sieht aus wie damals, da die Ahne so seltsam entrückt zu ihm gesprochen.

Als die anderen dann vom Herde aufstehen, um in ihre Kammer zu gehen, hält er sie nicht auf. Und beim verglimmenden Scheine des Feuers, das leise herabbrennt, geht er

im Flett hin und her ... immer hin und her. Manchmal bleibt er stehen und fährt mit der Hand durch die Luft, als zeichne er etwas auf. Dann tritt ein grübelnder Ausdruck in seine Augen.

Es ist schon fast Morgen, als Wulf Isenbrant endlich in schweren, traumlosen Schlaf verfällt.

*   *
*

Der alte Knecht nickt langsam und ein wenig schwerfällig zu Wulf Isenbrants Worten.

Zuerst hat er bedenklich den Kopf geschüttelt, als sein junger Herr zu ihm sprach. Aber Wulf Isenbrant ist nicht ungeduldig geworden. Er weiß, der Alte denkt langsam und gründlich alle ungewohnten Gedanken nach, er läßt sich nicht überreden zu etwas, das er nicht einsehen kann. Darum hat der Bauer auch seinem alten Knecht alles, was er von ihm will, noch einmal ganz genau auseinandergesetzt und erklärt. Und nun steht er und wartet, was der Alte sagen wird. Sagt er „nein", dann — so weiß Wulf Isenbrant — bringt ihn niemand und nichts dazu, das Verlangte zu tun. Aber niemand wird ihm auch das anvertraute Geheimnis entreißen. Sagt er aber „ja", so wird der Alte keine Mühe und Not und Fährnis scheuen, den angenommenen Auftrag auszuführen. Und wenn es sein Leben kostet.

Und nun steht Wulf Isenbrant und wartet auf seines alten Knechtes Antwort. Lange wartet er. Dann hebt der Alte den Kopf. Die blauen Augen öffnen sich weit, und die schmalen Lippen formen nur wenige Worte: „Ja, Bauer, ich will's tun — —"

*   *
*

Auch auf dem Hofe der Henneckes ist einer der Dithmarscher Führer, ein Achtundvierziger, zu Gast. Seine Sippe ist seit lange mit der Sippe der Ahne befreundet, und so stört es ihn auch nicht, daß der Hof abseits von Oldenwöhrde liegt, denn sein schnelles Pferd trägt ihn leicht zu den Beratungen der anderen.

Nun sitzt er mit der Ahne und Else im Flett am flachbehauenen Herdstein und sieht nachdenklich in die Flammen. Er ist nicht mehr jung. Die Haare an den Schläfen sind schon ein wenig grau geworden, und er spricht ruhig und bedachtsam.

Er weiß genau, was dieser Kampf bedeutet: Daß es um Tod und Leben geht für Dithmarschens Freiheit. Denn kaum jemals hat in den Nordlanden ein so großes und mächtiges Heer gekämpft, dem so viele weitbekannte und tapfere Männer angehören.

Langsam gehen die Worte hin und her zwischen ihm und der Ahne. Ganz still sitzt Else auf ihrem niedrigen Schemel. Unverwandt sieht sie den Fremden an. Langsam rinnt die Zeit. Keiner weiß es, keiner fühlt es.

„Die besten der Holsteiner Herren sind bei dem König", sagt der Gast endlich langsam, „auch Hans von Ahlefeld, der verfluchte Bauernschinder. Aber er ist ein tapferer Mann. Ihm hat König Hans seine Fahne, den Danebrog, in die Hand gegeben, daß er sie im Kampfe trage. Schwer wird es werden, ihm das Dänenbanner zu entreißen."

Wieder ist Stille. Und dann kommt langsam die Stimme der Ahne durch die Dämmerung:

„Und wer wird Dithmarschens Marienfahne tragen im Kampfe?" Lautlos stille ist es. Man hört das Atmen der drei Menschen. Wie eine unerklärliche Spannung ist es in der Luft.

Und nun beginnt der Gast zu sprechen, leise, behutsam, als gäbe er ein Geheimnis preis. Und seine Augen schauen unverwandt zum Fenster hinaus, wo da draußen im Dunkel das freie Dithmarscher Land sich breitet.

„Es lebt eine alte Kunde von Dithmarschens Fahne“, sagt er, und der Flammenschein zuckt seltsam über sein blasses Gesicht. „Immer wenn das Land in Gefahr ist, wird diese Kunde lebendig, die sonst in der Erinnerung der Menschen schläft. Von meinem Ahn habe ich sie überkommen und der von dem seinen. Geschlecht um Geschlecht in unserer Sippe erbt sie sich fort.“

Der Gast hat sich aufgerichtet. Seine Augen blicken irgendwo ins Dunkel, weit geöffnet, als sähe er jemanden an. Und seine rechte Hand macht eine Bewegung, als empfange sie etwas. Weit offen war sie einen Augenblick lang, nun schließt sie sich wieder.

„Eine Verheißung schützt das Land und die Fahne“, sagt langsam der Fremde, „solange die Dithmarscher einig sind und treu das Erbe der Väter bewahren, werden sie stark und frei sein. Und wenn die Feinde kommen und das Land überfallen und die Marienfahne gewinnen wollen zum Zeichen des Sieges, dann werden die Dithmarscher unbesiegbar sein, wenn eine Jungfrau die Fahne trägt.“

Reglos sitzt Else im Dunkel. Eine Jungfrau, hat der Gast gesagt, eine Jungfrau — — soll die Fahne im Kampfe tragen. Und hoch halten — — mitten unter den blanken Schwertern, den sausenden Lanzen! Mühsam wendet Else den Kopf — — und begegnet zwei forschenden Augen. Reglos sitzt die Ahne und sieht sie an.

Und wieder kommt die Stimme des Fremden vom Feuer her zu Else Hennecke: „Wenn eine Jungfrau stark genug ist, Tod und Sterben, Kämpfen und Töten zu sehen; wenn sie das kalte Schwert und den feindlichen Speer nicht

fürchtet; wenn sie im Eisenkleid steht und die Fahne hoch hält — dann können die Dithmarscher nicht besiegt werden."

Ganz tief ist das Feuer nun herabgebrannt. Nur das Licht auf dem Tische gibt noch ein wenig Helle. Keiner der drei Menschen spricht ein Wort. Reglos sitzen sie. Nur ihre Schatten wachsen unwirklich und riesig an den Wänden hin.

Endlich steht die Ahne auf. Schweigend geht sie in ihre Kammer. Schweigend geht der Fremde in die seine. Ganz allein bleibt Else zurück. Sie friert. Plötzlich erscheint ihr das Haus so groß und kalt. Es ist ihr, als warte in jeder Ecke irgend etwas Unheimliches auf sie. Und ihr Herz klopft kurz und hart, als sie aufsteht und das Licht nimmt und ihren abendlichen Rundgang macht.

Bei den beiden Schwertern bleibt sie lange stehen, und lange betrachtet sie das kleinere, so, als habe sie es noch nie gesehen. Und weiter geht sie durch das schlafende Haus, und ihr Schatten läuft dunkel neben ihr her — — —

* *

*

Die Tür des Schrankbettes ist weit geöffnet, die Vorhänge sind zurückgeschlagen, die Kissen warten auf einen müden Schläfer.

Aber Else kann nicht schlafen, so müde sie auch ist. Sie steht am Fenster und sieht hinaus. Nur zuweilen erhellt der Mond — zwischen den jagenden Wolken hindurch — mühsam das weite Land. Dann erkennt sie in der Ferne die Höfe von Oldenwöhrde und das Haus Wulf Isenbrants.

Ihre Hände umklammern den Fensterriegel. Wie wohl das tut — das kalte Eisen. Ihr Kopf schmerzt, und sie ist

so müde. Aber schlafen kann sie nicht, denn das Wort steht da, das Wort: „— — Nicht besiegt werden — —"

Ist es nicht zu ihr gesprochen? Ist nicht sie bestimmt, die Fahne zu tragen?

Irgend etwas fürchtet sich in Else, aber irgend etwas freut sich auch in ihr. Und langsam wird die Freude stärker und überwindet die Furcht.

„Ich will die Fahne hoch halten", denkt sie, „daß alle sie sehen und Mut haben und wissen, wofür sie kämpfen. Und ich will mich nicht fürchten, was ich auch sehen mag. Und keiner soll mir die Fahne entreißen, solange ich lebe. Denn die Dithmarscher sollen siegen und frei sein."

Und das Mädchen Else steht stille in der engen Kammer und faltet die Hände... Und sieht über das Land hin eine lange Zeit.

Unberührt steht das Bett und wartet, aber Else sieht es nicht an. Mit schnellen, jungen Schritten geht sie über das nachtstille Flett, vorbei an den beiden Schwertern, vorbei an der erloschenen Herdstelle, hinüber zur Kammer der Ahne.

Die sitzt aufrecht und gerade am kleinen Tisch und sieht Else entgegen. Es ist, als habe sie schon auf das Mädchen gewartet.

„Ahne", sagt Else, und ihre Stimme ist ohne Furcht, „Ahne, ich will die Fahne tragen."

Die alte Frau erwidert nichts. Nur langsam nickt sie mit dem Kopfe, als sei ihr dieser Entschluß selbstverständlich. Sie sieht Else an, und in ihren Augen ist es wie ein Rufen, daß das Mädchen näher kommt und vor ihr niederkniet. Und sie fühlt die Hände der Ahne auf ihrem Haar.

Und von diesen alten Händen strömt es aus wie eine seltsame Kraft. Und der alte Mund murmelt unverständliche Worte — — — wie aus einer verklungenen, uralten Sprache...



IV.

Dienstag ist es, der elfte Februar anno Domini 1500 Weit und ganz still liegt das Dithmarscher Land. Es scheint, als ob Frieden wäre ringsumher. Aber in den Häusern der Dithmarscher Bauern liegen die Waffen bereit, und kein anderes Gespräch ist zu hören, als das vom Dänenkriege.

Wohl sind die Mienen ernst und angespannt, aber doch lebt allen eine feste Zuversicht im Herzen. Denn sie kämpfen

für die Freiheit ihrer Heimat und ihrer Kinder; und sie glauben es gewiß, daß ihnen die Himmelsmutter beistehen wird.

Und seit die Kunde umgeht im Lande, daß eine Jungfrau die Marienfahne tragen wird, glauben sie alle an den Sieg.

Weit und still liegt das Dithmarscher Land. Aber von Osten zieht es heran. Ein langer, fast unendlich langer Zug. Da reiten der Dänenkönig Johann und sein Bruder, Herzog Friedrich von Holstein; da reiten des Königs Bannerträger Hans von Ahlefeld und die Herren von Sehestedt und Pogwisch; da sind die Rantzaus, die Buchwalds und die Ratlows, die Herren von der Wisch und noch etliche andere Ahlefelds. Die Blüte der dänischen und holsteinischen Ritterschaft reitet aus, die freien Dithmarscher zu Knechten zu machen.

In seidenen Kleidern reiten sie, und Festgewänder tragen sie unter dem Harnisch. Denn nicht lange mehr ist es, bis der Karneval in Lübeck beginnt, und den wollen sie mitfeiern. Bis dahin, so meinen sie, ist das Land Dithmarschen längst unterworfen und ihr eigen.

Vor dem Heere her zieht die Garde, die sieggewohnte. Die Landsknechte lachen und singen. Immer wieder rufen sie den Spottvers der Garde über das stille Land: „Woar di Buer, de Garde kümmt" (Sieh dich vor, Bauer, die Garde kommt). Der Wind nimmt den Vers auf und trägt ihn fort; auch das Lachen nimmt er mit, denn noch lachen die Söldner ...

Noch lachen sie ... noch — —

Die Dänen und Holstenritter, die im Zuge reiten, sind guten Mutes. Und sie reiten vorwärts, so schnell sie nur können, denn sie wollen die Dithmarscher überraschen, daß

sie alle Gegenwehr vergessen. So schnell reiten sie, daß sie noch selbigen Tages nach Albersdorf kommen. Und keiner von ihnen allen glaubt, daß sie den Sieg verfehlen werden.

*   *
*

Wulf Isenbrants alter Knecht zieht durchs Land. Er reitet auf Meldorp zu, denn über wenige Tage wird er dort den finden, den er sucht. Eine ärmliche Mütze deckt die weißen Haare, ein alter Kittel schützt ihn notdürftig vor der Kälte. Seltsam schlecht paßt zu seinem Anzuge das kräftige, schöne Pferd aus Wulf Isenbrants Stall.

Mit unbewegtem Gesicht reitet der Alte dahin. Es ist, als könnten ihm der eisige Wind und der harte Schnee nichts anhaben, als fühle er nicht Müdigkeit, nicht Hunger und Kälte. Nur hinter der ruhigen Stirn des alten Mannes kreisen rastlose Gedanken, immer wieder die gleichen. Wird ihm das gelingen, was Wulf Isenbrant von ihm erwartet? Wird er seine Aufgabe ausführen können? Wird er die rechten Worte finden und wird sein Gesicht, werden seine Augen ihn nicht verraten?

Ganz langsam, ganz gründlich denkt der alte Knecht, während er durch das Land reitet, über dem eine helle, strahlende Wintersonne steht.

Zuweilen hält er sein Pferd an und richtet sich im Sattel auf. Dann gehen seine Blicke weithin über das Land rings um ihn. Es ist etwas wie Abschiednehmen in seinen Augen. Und wenn er dann weiterreitet, kommen auch die Gedanken wieder, die ihn auf diesem Wege begleiten: Wenn ihm das gelingt, was er vorhat, dann ist es zum letzten Male, daß er so durchs Land zieht. Denn dann wird er nicht oft mehr die Sonne aufgehen sehen über der Heimaterde.

„Es geht um Tod und Leben, bedenke das, mein Alter“, hat ihm Wulf Isenbrant gesagt. „Wir werden alles tun, um dich zu retten, aber — —“ Der Bauer hatte seinen Satz nicht beendet.

Daran denkt der alte Knecht jetzt. Und er lächelt ein wenig. „Retten“, denkt er, „retten könnt ihr mich nicht. Aber was liegt an meinem alten Leben. Gut ist’s, wenn es so noch zum Schluß zu etwas nütze ist.“ Langsam und sinnend nickt er mit dem Kopfe und reitet weiter ... immer weiter gen Süden.

*   *

*

In Windbergen läuten die Glocken, und im großen Bauernhofe, gleich am Anfang des Dorfes, herrscht ein fröhliches Leben.

Denn des Bauern einzige Tochter feiert ihre Hochzeit, und das ganze Dorf feiert mit. Für ein paar Tage wollen sie alle Sorgen um das Land beiseite lassen, und sie meinen, daß sie es auch können, da ja die Dänen noch weit sind, irgendwo, jenseits der Landesgrenzen. Das Dorf ist klein und etwas abgelegen, und nur dunkle Gerüchte, daß die Dänen den Kampf im Mai zu beginnen gedächten, sind bis hierher gedrungen.

So feiert denn das ganze Dorf an diesem 12. Febr. 1500 des reichen Bauern Fest mit. Und die fröhlichsten von allen sind die jungen Eheleute selbst.

Dreimal hat der Älteste der Familie den jungen Mann gefragt, ob er das Mädchen zur Ehe begehre. Und dreimal mußte der Gefragte die Frage bejahen. Und dreimal wurde die Braut gefragt, ob sie ihren Verlobten als Gatten anerkennen wolle. Und dreimal mußte sie mit „ja“ antworten.

Danach hat der junge Bauer sie kräftig auf den Fuß getreten. Und nun waren sie Mann und Frau.

Jetzt — es geht schon auf den Abend zu — sitzen sie alle bei Tische und feiern und sind froh und guter Dinge.

Da stürzt auf einmal ein Knecht von draußen herein; schreckenblaß ist sein Gesicht, fast versagt ihm die Stimme. „Bauer", ruft er entsetzt, „Bauer, die Dänen sind da! Von der anderen Seite kamen sie ins Dorf. Sie schlagen tot, wen immer sie finden."

Die ganze Hochzeitsgesellschaft ist aufgesprungen. Unwillkürlich greifen die Männer nach den Schwertern. Die Frauen haben sich in eine Ecke des großen Zimmers gedrängt, und etliche der Männer haben sich schützend vor sie gestellt. Nur die junge Frau hat man nicht von der Seite ihres Mannes wegbringen können. Aufrecht steht sie neben ihm und sieht nach der Tür.

Und schon sind die Dänen da. Einer der Landsknechtsführer steht plötzlich im Zimmer. Er sieht die gedeckte Tafel, sieht das junge Ehepaar und die festlich gekleideten Gäste.

„Ich störe wohl?" fragt er voll Hohn. Und dann tritt er auf die junge Frau zu. „Willst du mich nicht willkommen heißen als deinen Gast", sagt er und greift nach ihrer Hand. Aber mit einem einzigen Hieb hat ihm der junge Ehemann die Hand abgeschlagen, daß der Landsknecht vor Schmerz aufbrüllt.

Und plötzlich ist das ganze Haus voller Dänen. Ein erbitterter, wütender Kampf beginnt. Und nicht eher verlassen die Feinde das eben noch so frohe Hochzeitshaus, bis es ganz stille da drinnen geworden ist...

Dann ziehen sie weiter. — — — —

* *

*

Nun wissen es alle: Der Feind ist im Lande, der Kampf um die Freiheit hat begonnen.

Die Männer aus Meldorp haben sich zum Dithmarscher Heere begeben. Nur die Frauen, die Greise und Kinder sind in der Stadt geblieben. Niemand schützt sie als die wenigen Söldner, die die Dithmarscher draußen vor den Toren aufgestellt haben, den Zug des Dänenheeres aufzuhalten.

Es ist eine seltsame Stimmung in der preisgegebenen Stadt. Am Marktbrunnen treffen sich die Frauen an diesem Morgen des 13. Februar wie an allen anderen Tagen auch. Aber während sie sonst von Kindern und Mann, von Haushalt und Magd sprachen, sprechen sie heute nur von dem einen: Von dem Einfall der Dänen. Flüchtende Bauern aus Albersdorf haben die Kunde davon nach Meldorp gebracht.

„Alles Vieh sollen sie den Bauern weggetrieben haben", sagt eine der Frauen, „ob sie wohl auch uns das Schwein aus dem Stalle führen werden oder die Hühner vom Hofe?"

„Kann schon sein", meint eine andere, „ist aber doch immer besser, als wenn sie uns selbst ans Leben wollten."

„Ans Leben?" entsetzt sich die erste, „warum sollten sie uns ans Leben wollen? Ist doch schon schlimm genug, wenn sie in unseren Häusern Quartier begehren."

„Ja", mischt sich eine dritte ein, „da wird kein silberner Krug im Schrank stehenbleiben, und sicher werden sie die alten Zinnteller meiner Ahne zum Mahle begehren, die ich nur zu den Festen vom Wandbord nahm."

„Nur zum Mahle?" sagt die zweite hart, „mitnehmen werden sie deine Kannen und Teller, die wirst du niemals wiedersehen. Und was du an Linnen und Wolle in der Truhe hast, können sie auch gar gut gebrauchen. Nun, mir

kann's gleich sein. Bin nur eines armen Handwerkers Weib, habe keine Schätze, um die ich bangen muß."

„Keine Schätze?" sagt eine ältere Frau und tritt nun gleichfalls mit einem Wasserkrug zu der Gruppe am Brunnen, „keine Schätze? Hast du nicht das Haus voller Kinder? Ach, wenn ich Kinder hätte — — Ich würde nicht ruhen und rasten, bis die Kinder alle fort wären, irgendwo weit vom Dänenheere."

Aber da regen sich alle Frauen auf, und alle reden gleichzeitig auf diese letzte ein. Und alle sind fest überzeugt, daß die Dänen und Holsten sich um Frauen und Kinder gar nicht kümmern werden, daß sie nur die Schätze der Dithmarscher begehren. Die eine aber, die so bange ist um ihr Hab und Gut, läuft eilig davon und heißt ihre Mägde ein tiefes Loch im Garten graben. Da hinein versenkt sie alles, was ihr wertvoll und lieb im Hause ist.

Die Frauen am Brunnen haben ihr Fortgehen kaum bemerkt. Sie reden immer weiter von den Dänen und überlegen, ob wohl der Stadt eine Steuer auferlegt werden wird... Und wie die Söldner wohl sein mögen... Und sie jammern auch ein wenig über die Mühe, die sie haben werden, wenn sie die ins Haus bekommen.

Eine von ihnen — ganz jung ist sie noch — hat schweigend dem ganzen Gespräch zugehört. Und nun, da die anderen einen Augenblick stille sind, sagt sie langsam und wie erstaunt: „Ja, denkt ihr alle denn nur an euer Hab und Gut und eure Mühen? Wenn es gut ist für des Landes Wohl, wer wird sich bedenken, sein Haus und sein Eigen und — — sein Leben zu geben? Ihr scheltet, daß man alle Männer unserer Stadt zum Heere rief, daß vor unseren Toren nur etliche Söldner stehen: Was kommt's auf uns an, wenn dadurch des Landes Freiheit gerettet werden kann? Unsere Männer sollen die Hauptstadt Heide schützen, wir

aber stehen hier an unserem Platz. Und wenn sie uns alles nehmen, und wenn sie uns erschlagen — — nicht um uns geht es und um unser Eigen, sondern um die Freiheit!“

Die Frauen am Brunnen sind stille geworden, und keine von ihnen hat ein Widerwort. Denn sie wissen alle, daß diese da vielleicht am meisten von ihnen verlieren könnte, denn sie ist jung und schön und eines reichen Mannes Weib.



Langsam gehen sie alle auseinander. Es geht nun gegen Mittag. Und das Dänenheer zieht heran und ist schon ganz nahe. Und auf seinem Wege bleiben brennende Häuser und erschlagene Menschen.

Und die in Meldorp wissen nichts von dem, was in Windbergen sich zugetragen hat. Denn alle aus dem Dorfe sind tot oder wund, und keiner hat eine Kunde von dem Geschehen nach Meldorp bringen können.

Immer näher kommen die Dänen — — — —

* *
*

Vom Turme der Klosterkirche zu Meldorp rufen die Glocken. Die Bürger der Stadt bleiben einen Augenblick auf ihrem Wege stehen oder halten bei der Arbeit inne, um die Kappe vom Kopfe zu ziehen und ein stilles Ave zu sprechen. Die Mönche im Kloster knien zur Andacht in der Kirche. Mütter rufen ihre Kinder vom Spiel auf der Straße ins Haus an den Tisch. Und auch die Meister in den Werkstätten gebieten die Mittagspause.

Plötzlich reißt ein gellender Hornruf vom Wachtturm über dem Tore die ganze Stadt empor vom geruhsamen Mahle. Jeder springt auf, jeder vergißt sein Essen, alle drängen auf die Straße hinaus.

Was war das? Warum blies der Wächter ins Horn? Ist Gefahr nahe?

Und ehe sie sich noch recht besinnen können, ehe sie auch den Nachbarn fragen konnten, was er meint — sind die Dänen in der Stadt.

Sie kommen die breite Hauptstraße herauf. Die Reiter tragen bloße Schwerter in den Händen, die Söldner und Landsknechte ihre langen Speere. Und sie hauen und stechen nach allen Seiten und erschlagen und töten, wen immer sie treffen; ganz gleich, ob Frau, Kind oder Mann.

Schreiend flüchten die Menschen in ihre Häuser, die Mütter suchen die Kinder zu verbergen, abwehrend strecken zitternde Greise die Arme aus. Aber unbarmherzig wüten Dänen und Holsten, unbarmherzig wütet die „Schwarze Garde“. Da ist Jammer und Wehgeschrei in der ganzen Stadt. In allen Häusern fließt Blut, und überall liegen Tote und Sterbende.

König Hans von Dänemark reitet unbewegt durch allen Jammer. Sein Mund ist zusammengepreßt, finster blicken die Augen. Er denkt an seinen toten Vater, dem er am Sterbebette versprochen, das Land Dithmarschen zu ge-

winnen. Und der finstere Geist, der ihn zuzeiten überfällt, macht ihn taub gegen das Flehen der Frauen, das Jammern sterbender Kinder.

„Schlagt sie alle tot", sagt er zu dem Junker Thomas Slentz, der an seiner Seite reitet, „wir wollen diese Rebellenbrut ausrotten, daß die da draußen im Lande sehen, wie ihnen geschieht, so sie mir noch weiter Widerstand leisten."

Der Wächter auf dem Turme ist zum alten Manne geworden an diesem Tage des Unheils, dem 13. Febr. anno Domini 1500. Er hat den Frieden der Stadt gesehen, die Menschen, die er kennt, die Straßen und Häuser, die ihm Heimat sind. Er hat auch die Landsknechte gesehen, die wenigen Söldner, die die Dithmarscher angeworben und die Meldorp schützen sollen. Und plötzlich kam es wie ein Sturm über die Ebene: Gerade auf die Söldner los stürmten die dänischen Ritter. Aber sie fanden keinen Widerstand. Denn diese, denen Dithmarschens Freiheit nichts bedeutete, warfen gar bald die Waffen fort und flohen. Immer wieder stieß der Wächter den warnenden, gellenden Hornruf aus. Aber schneller, als einer das Tor schließen konnte, war der Feind schon in der Stadt.

In der Nacht läßt sich der Wächter lautlos von der Mauer herab an einem Seil. Er eilt gen Oldenvöhrde, so schnell er kann, den Achtundvierzigern Nachricht zu geben von allem, was zu Meldorp geschehen ist.

Hinter ihm bleibt die Stadt, die tote, stumme Stadt, die so unheimlich stille wäre, wenn nicht das Lachen und Lärmen des siegestrunkenen Heeres sie mit einem gespenstischen Leben füllte.

Sie feiern den Sieg, die Dänen- und Holstenherren. Und sie heben die schweren silbernen Becher, die sie in Schränken

und Truhen finden, und trinken auf einen weiteren glückhaften Feldzug.

Und die Toten in den Häusern, Greise und Frauen und Kinder, sehen ihnen aus weit offenen Augen zu.

* *
*

Wulf Isenbrants alter Knecht reitet durchs Land. Und da er nahe an Meldorp kommt, steigt er vom Pferde und gibt dem Tiere einen leichten Schlag. Da läuft es eilig den Weg zurück, den sie beide gekommen.

Der Alte aber geht langsam und vorsichtig auf die Stadt zu. Und schon vor dem Tore hört er den Siegeslärm und das Lachen und Schreien trunkener Landsknechte. Einen Augenblick lang wird sein Gesicht hart und zornig, seine Hand ballt sich zur Faust. Aber sogleich wieder ist er nur ein armer Knecht: Das Gesicht fällt zusammen, wird demütig und flehend. Die Gestalt krümmt sich, der Gang wird unbeholfen und schlurfend, so, als könne er kaum die Füße vom Boden heben.

Als er nahe am Tore ist, tritt ein Landsknecht auf ihn zu und hebt die Hellebarde, als wollte er ihn erschlagen. Aber da er die Jammergestalt sieht, läßt er lachend die Waffe sinken und schlägt dem Alten hart auf die Schulter. „Bleib leben, solch einer wie du wird uns gewiß nicht gefährlich werden. Vielleicht plauderst du auch allerhand aus." Der Alte scheint von allem nichts verstanden zu haben. Er steht und sieht den Landsknecht blöde an, als habe er so einen noch nie gesehen. Da stößt jener ihn lachend durchs Tor und in die Stadt.

* *
*

Vom Kirchturm zu Meldorp flattert der Danebrog im kalten Februarwinde. Und im Kloster der Stadt sitzt König Hans und wartet darauf, daß die Dithmarscher sich unterwerfen.

Zwei Tage wartet er nun schon, aber kein Bote der Achtundvierziger ist zu ihm gekommen. Eine dumpfe Wut wächst in dem Könige auf. Er kann es kaum fassen, daß diese Bauern ihm so hartnäckig widerstehen. Schweigend und finster geht er durch das Kloster, wandert er stundenlang in seinem Gemach hin und her. Niemand wagt es, ihm nahe zu kommen, und seine Diener und Knappen gehen in großem Bogen scheu um ihn herum.

Einmal hört der König ein Geräusch im Vorzimmer. Er unterscheidet die Stimme seines Knappen und eine rauhe, ihm unbekannte, dazu eine zitternde, alte Greisenstimme. Mit einem jähen Ruck reißt er die Türe auf.

Da steht draußen der diensthabende Junker, der vergeblich versucht, einen Landsknecht zurückzudrängen, der offenbar zu des Königs Gemächern will. Mit einem Arm schiebt der Söldner gerade den Junker beiseite, mit der anderen Hand aber packt er einen zitternden, schlechtgekleideten Greis hart bei der Schulter.

„Zum König will ich", schreit er laut, „hab' da einen feinen Fang gemacht, den will ich ihm selber bringen."

Mit einem einzigen Blick hat der König den wehrenden Junker zur Seite gewiesen, und mit einer Handbewegung befiehlt er den Landsknecht und seinen Gefangenen ins Zimmer.

„Hab' den Alten draußen vor dem Tore gefunden, Herr", beginnt der Söldner seinen Bericht, „ich nahm ihn mit in die Stadt, weil er mir ungefährlich schien, und ich dachte, man könnte ihn vielleicht aushorchen. Hab' ihm einen tüchtigen Becher Wein gegeben, und da fing er an,

mir allerhand zu erzählen, was wir gut gebrauchen können. Da dacht' ich: Der muß zum Herrn König selbst, denn ich bin ja nur ein armer Landsknecht und weiß nicht, was an dem ist, was er erzählt."

Der König sieht den Söldner einen Augenblick prüfend an, dann den Alten. Und schließlich reicht er dem Landsknecht eine silberne Münze zum Lohn.

„Das nenn' ich Glück", denkt der und geht froh zur Tür hinaus. Dem Junker, der ihm den Eintritt hatte wehren wollen, zeigt er lachend die silberne Münze mit des Königs Bild.

„— — So, so...", sagt drinnen im behaglichen Gemach des Meldorper Abtes der Dänenkönig, „dein Bauer hat dich gekränkt, und nun willst du dich rächen und kommst zu mir, um dein Land zu verraten? Das sieht einem Dithmarscher nicht gleich. Meinst du, daß ich dir das so ohne weiteres glauben werde?"

Der Alte sieht den König an mit einem sonderbaren Blick. „Nicht verraten, Herr König", sagt er langsam mit zitternder Greisenstimme, „ich will doch nur das Beste meines Volkes. Ich bin alt und habe viel erlebt. Habe viel Fehden mitgemacht und habe die Not und das Elend gesehen, das die Kriegsleute über ein Land und ein Volk bringen. Es sind etliche im Lande, die meinen, es sei des Volkes Glück, wenn das Land an Dänemark kommt. Da hat es dann Frieden und Ruhe und einen starken Herrn, der es schützt."

Rastlos wandert der König im Gemach auf und ab. Es scheint ihm nicht so unglaublich, was der Alte da erzählt. Er weiß es selbst, daß die Dithmarscher nicht alle einig sind; das haben ihm schon vor Wochen seine Kundschafter berichtet.

Nachdenklich sieht er den Alten an. „Und was willst du tun, um dich an deinem Bauern zu rächen und doch gleichzeitig deinem Lande zu nützen?"

Der Alte dreht verlegen die Mütze in den Händen. Langsam und stockend nur antwortet er auf des Königs Frage: „Mein Bauer ist einer der Führer von denen, die nichts von Euch, Herr König, wissen wollen, und Euch Kampf bis zum letzten geschworen haben. Da dacht' ich nun, Euer Heer einen heimlichen Weg nach Heide zu führen, auf dem Ihr so schnell in die Stadt gelangt, daß die Dithmarscher ihr Heer nicht mehr aufstellen können. Dann könnt Ihr die Hauptstadt einnehmen und das ganze Land. Dann ist es zu spät zum Kampfe für die Dithmarscher. Dann seid Ihr ohne Schlacht des Landes Herr und Schützer; und die Dithmarscher Frauen brauchen nicht um ihre Männer und Söhne zu weinen."

Der König lächelt. Der Alte sieht dieses Lächeln, und in seinen Augen ist auf einmal ein zorniges Funkeln. Aber gleich darauf decken die Augenlider dieses Funkeln wieder zu. Der König lächelt noch immer, ein wenig mitleidig, ein wenig verachtungsvoll über den dummen Alten. Bildet denn der sich ein, er würde — wenn er nur erst die Gewalt hätte — milde und gnädig mit diesem Lande verfahren? Oh, die Dithmarscher Frauen würden schon weinen und klagen müssen. Nicht umsonst hat sein Vater ihm am Sterbebette einen heiligen Eid abgenommen, das Land zu gewinnen und schwer zu züchtigen für seinen langen Widerstand.

Wieder sieht er den Alten an. Der sitzt da, die Hände liegen ihm im Schoß, die Augen gehen irgendwohin ins Leere. Er lächelt ein wenig einfältig vor sich hin mit offenem Munde.

Einen Augenblick packt den König etwas wie Wider-

willen gegen dieses armselige, blöde Menschenwrack. Aber dann schüttelt er dieses Gefühl rasch ab. Der da, der ist so dumm, daß man ihm alles glauben kann. Man muß ihn nutzen ... und nachher — — — weg damit.

„Ich will mir deinen Vorschlag bedenken, Alter", sagt der König endlich, „aber", und er tritt drohend auf den Alten zu, „wehe dir, wenn du uns einen falschen Weg führst, der uns nicht nach Heide bringt. Dann ist's um dein Leben geschehen."

Der Alte duckt sich ängstlich zusammen, als erschrecke ihn die Drohung. Aber dann sieht er den König an. „Ich habe ihm Rache geschworen... Ich werde Euch den rechten Weg nach Heide führen... Und wenn Ihr meinet oder merket, daß es der rechte Weg nicht sei, so mögt Ihr mich ruhig erschlagen."

Wie der Alte nun hinausschlurft, sieht der König lange hinter ihm her. Sein immer reges Mißtrauen grübelt dem Alten nach. Aber dann lacht er auf: „Der — —? — Der kann uns nicht gefährlich werden. Über seiner kleinen Rachsucht liefert er uns sein ganzes Volk aus."

* *
*

Auf dem Henneckehof, auch auf den anderen Höfen in Oldenwöhrde gehen die Menschen stumm und mit finsteren Gesichtern umher. Gestern, in der Abendstunde, ist der Wächter der Stadt Meldorp angekommen mit zerfetzten Kleidern, mit zerrissenen Schuhen.

Nicht lange danach hat die Glocke vom Kirchturm gerufen, und der Priester hat eine Seelenmesse gehalten für alle, die die Dänen in Meldorp und in den Dörfern rings erschlugen. In den Bänken der Kirche haben die Frauen

gekniet, die Kinder und die Greise. Schluchzen um liebe Freunde und nahe Blutsverwandte klang durch die kleine Kirche, und immer neue Gebete stiegen auf zur Himmelskönigin, daß sie dem Lande den Sieg geben und es vor den Dänen schützen möge.

Mitten unter den anderen kniete auch Else Hennecke. Sie hat nicht gebetet wie die anderen. Nein, ihr Gebet war wie ein Schwur, wieder und wieder, treu und tapfer die Fahne zu tragen und sich nicht zu fürchten. Sie hat nicht an Wulf Isenbrant gedacht und nicht an die Ahne, nicht an den Hof und nicht an die toten Eltern, auch nicht an den Bruder, der in der Dänen Knechtschaft sterben mußte. An nichts anderes hat sie gedacht als an die Fahne. Sie will sie hoch halten, daß alle sie sehen, daß alle Mut zum Kampfe haben und nicht verzagen.

Länger als alle anderen kniet sie in der dämmernden Kirche; und es ist ihr, als sähe das Muttergottesbild auf dem kleinen Altar der Seitenkapelle sie mit einem gütigen Lächeln an.

* *

*

Die Kirche von Oldenwöhrde ist klein und eng. Und wieder — wie am Abend vorher — brennen die flackernden Lichter trüb und zaghaft im halben Dunkel des Februarmorgens vor den Plätzen der Betenden. Immer neue Andächtige, Bittende kommen. Immer neue Kerzen flammen mit ihnen auf und lassen wechselnde Schatten über Wände und Decke tanzen. Und wie ein unbekannter, dumpfer Bann steht das drohende Schicksal über allem.

Durch den Mittelgang — von zwei jungen, wehrhaften Gestalten geleitet — schreitet Else Hennecke. Gerade auf

den Altar zu schreitet sie. Und die Frauen rechts stoßen sich an. Und die Männer links heben die Köpfe. Und ein Raunen geht durch die Menge: „— — — Sie ist gekommen … Sie wird die Fahne tragen."

Geheimnisvoll rieseln die uralten Worte der Messe auf die Gemeinde nieder … Und aller Gedanken gehen um das junge, kraftvolle Menschenkind, das nun betend vor dem Altar kniet.

Nun nimmt der Priester Dithmarschens Fahne vom Pfeiler der Kirche. Nun tritt er mit ihr vor das Mädchen hin. Tiefernst klingt seine Stimme: „Und so gelobest du, die Fahne zu tragen ohne Bangen und dich nicht zu fürchten im Kampf? So gelobest du, diese Fahne hochzuhalten über deinem Volke und sie keinem zu lassen, wenn du auch darum sterben müßtest?"

Else Hennecke hebt langsam den Kopf. Mit weit offenen Augen sieht sie den Priester an. Im dämmernden Lichte der Kirche leuchtet ihr helles Haar vom Schein der Altarkerzen. Und ihre Stimme ist ohne Zittern, als sie sagt: „Ich gelobe es! Der Fahne will ich treu sein, auch bis in den Tod!"

„So lege ich das Banner deiner Heimat in deine Hände", klingt des Priesters Stimme feierlich durch die lautlos stille Kirche.

Und das Tuch der Fahne, die sich zu ihr neigt, rieselt schwer und lastend über Else Henneckes Hände …

* *
*

Sonntag ist's, der 16. Februar des Jahres 1500. Ganz früh ist es noch. In den Straßen Meldorps hört man nur die Schritte der Wachen. Die dänischen und die holsteini-

schen Ritter und Herren schlafen alle noch und träumen von Schlacht und Sieg über die Dithmarscher Bauern. Sie träumen von Truhen, die mit Gold und Silber und edlen Stoffen gefüllt sind.

Jetzt tritt aus einem der Häuser, in denen die Soldaten untergebracht sind, der zerlumpte Alte. Aufrecht und gerade, mit großen, ruhig ernsten und beobachtenden Augen hat er in der Tür gestanden. Nun, da er die Tür hinter sich zufallen läßt, um auf die Straße zu treten, sinkt er plötzlich in sich zusammen. Der Rücken krümmt sich, der Gang wird mühsam und unsicher, und die Augen blicken demütig zu Boden.

„He, Alter", ruft eine der Wachen plötzlich über die Straße her, „was machst du denn so in aller Frühe hier draußen in der Kälte? Kriech unter die Decke und schlaf! Das ist für deine alten Knochen das beste."

„Kann nicht schlafen", sagt die zitternde Greisenstimme, „kann nicht schlafen, Herr Soldat. Bin alt, da braucht man nicht mehr so viel Schlaf. Will ein wenig durch die Straßen gehen, um die Herren Soldaten drinnen nicht zu stören."

Der Wachtposten ist schon längst weitergegangen. Was kümmert ihn das Gerede des dummen Alten. Mag er sich doch die Zehen erfrieren, wenn er durchaus durch die Straßen schleichen will an diesem eisigen, klaren Februarmorgen.

Langsam geht der Alte die Straße hinunter. Dann und wann sieht er prüfend zum leuchtend blauen Winterhimmel auf, von dem eine so strahlende Sonne zu scheinen beginnt, daß es aussieht, als könnte es niemals anderes Wetter geben. Zuweilen hebt der Alte auch einen Finger in den Wind. Dann wieder späht er zu einem winzigen Wölkchen hinüber, das ganz fern, kaum sichtbar, über den klaren Himmel gleitet.

Es ist, als erfreue diese kleine Wolke den Alten ganz besonders, denn um seinen Mund her ist ein Zug, der wohl ein Lächeln sein könnte. Auch in seinen Augen blitzt etwas auf. Aber vielleicht ist das nur ein Widerschein der Wintersonne.

Nun wird es ihm scheinbar doch zu kalt. Er wendet sich um und geht langsam die Straße zurück. Dabei nickt er mit dem Kopf und flüstert vor sich hin: „Heute nacht“, sagt er lautlos, „heute nacht ...“ Der Wachtposten begegnet ihm wieder. Er schüttelt den Kopf. Was der König nur an dem Alten hat. Der sieht denn doch gar zu blöde aus.

*   *

*

Dies ist nun der dritte Tag in der eroberten Stadt. Noch immer sitzt König Hans im Kloster zu Meldorp und blickt hinüber zur Kirche, von der der Danebrog weht. Sein Bruder, Herzog Friedrich von Holstein, ist bei ihm; auch der Feldhauptmann Hans von Ahlefeld, dem der König die Dänenfahne übergeben, daß er sie im Kampfe trage. Der letzte im Zimmer ist Junker Thomas Slentz, der Führer der „Schwarzen Garde“.

Es geht schon gegen den Abend zu. Der diensttuende Junker hat in des Abtes schweren Silberleuchtern die Kerzen entzündet und Becher mit Wein auf den Tisch gestellt.

Keiner der Herren spricht ein Wort. Sie sehen alle auf den König, der reglos am Fenster steht und in den sinkenden Abend starrt. Seine Stirn ist von tiefen Falten zerfurcht, sein Mund drohend zusammengepreßt, und die Hände krampfen sich so hart in die zurückgezogenen Vorhänge, als wollten sie das schwere Tuch zerreißen.

Der Himmel ist nicht mehr hoch und weit, nicht mehr klar und wolkenlos, wie er es diesen ganzen Tag über gewesen ist. Jagende Wolken ziehen über ihn hin, werden mehr und mehr und verdichten sich zu einer grauen, drückenden Decke. Und aus dieser Decke rieselt etwas zur Erde nieder: Ist es Regen, ist es Schnee oder Hagel?

Unbeweglich steht der König und starrt hinaus — —

Der Junker Thomas Slentz ist gleichfalls ans Fenster getreten. „Verflucht", sagt er zu den anderen, „nun müssen wir noch länger in diesem Nest hocken. Bei dem Wetter können wir nicht reiten."

Ehe noch die anderen etwas erwidern können, ist der König herumgefahren: „Wir werden reiten", sagt er mit einer Stimme, die wie ein spitzes, scharfes Messer durch die Stille dringt. „Morgen in der Frühe werden wir reiten." Und er wendet sich um und sieht wieder zum Fenster hinaus, als wolle er keinerlei Gegenrede mehr Raum lassen.

„Herr" — der Marschall Hans von Ahlefeld tritt zum König — „Herr, die Wege sind grundlos und aufgeweicht, die nasse Kälte ermüdet das Heer so sehr, daß es dann zur Schlacht nicht taugt. Auch müßten wir doch erst die ausgesandten Kundschafter erwarten, was sie uns melden über der Dithmarscher Heer."

„Nun, Herr Marschall", Herzog Friedrich antwortet an seines Bruders Statt, „der Regen und der Nebel sind zwar hinderlich auf dem Marsche, aber sie schützen uns auch vor zu früher Sicht. Wir können so den Feind um so besser und rascher überfallen; auch wird es sich vielleicht bald schon aufklären. Und dann — warum überhaupt soviel Sorgen? Es sind doch nur Bauern, gegen die wir kämpfen."

„Ihr unterschätzet die Dithmarscher, Herr Herzog", sagt der Marschall ruhig. „Ein Kampf in diesem Lande ist schon bei Helle und Sonnenschein eine böse Sache. Wieviel

mehr also erst, wenn das Wetter so gegen uns steht wie jetzt."

Der Herzog wird nachdenklich. Denkt er an den Kampf vor hundert Jahren, da nach dem Dithmarscher Kriege kein Adelshaus in Holstein ohne Tote und ohne Tränen war?

„Drei Tage hab' ich hier gesessen", sagt jetzt der König vom Fenster her, aber es ist, als spräche er zu sich selbst, „drei Tage hab' ich gewartet, daß sie kommen, mir ihre Unterwerfung anzuzeigen. Jetzt warte ich nicht mehr! Morgen reiten wir!"

Die Herren weichen erstaunt etwas zur Seite, so plötzlich ist jetzt der Junker Slentz unter sie getreten.

„Morgen", sagt er, und seine Stimme ist sonderbar rauh, „morgen ist der Seelentag. Das weiß jeder brave Landsknecht, daß man am Montag nicht reiten darf. Denn am Seelentage reiten die Toten, und wehe den Lebenden, die dann ausziehen wollen zum Kampf. Die Toten nehmen sie mit, und keiner kommt lebendig aus der Schlacht."

„Glaubt Ihr an Ammenmärchen, Junker", fragt da des Königs harte Stimme mit grausamer Kälte, „oder wollt Ihr Euch um die Arbeit drücken, für die ich Euch mein gutes Gold zahle?"

Des Landsknechtsführers Hand greift zum Schwert, als wolle er den König niederschlagen, aber rasch kommt er zur Besinnung. Nur sein Gesicht ist totenblaß, als er zum Fenster tritt.

„So reiten wir denn morgen. Und reiten alle in den Tod — —" Schwer fällt die Tür hinter ihm ins Schloß. Und die Herren im Zimmer sehen sich an, verstummt; und ein unbestimmtes Frösteln kriecht ihnen bis ans Herz.

V.

Meldorps rauchende Trümmer drohen schwarz am Horizont — — — Sie haben die Stadt angezündet hinter sich, denn nur Tod und Verderben soll hinter ihnen bleiben in diesem verhaßten Lande.

Und nun reiten sie. — — Sie haben die Kanonen gelöst, sie haben die Trompeter blasen lassen, und die Spielleute spielten, da sie die zerstörte Stadt verließen.

Allen voran zieht ein Trupp von Bauern, die tragen Strauchwerk und geflochtene Matten in großer Zahl. Damit sollen die Gräben ausgefüllt werden, wenn sie auf ihrem Vormarsch zerstörte Brücken treffen.

Den Bauern folgen die Landsknechte der „Schwarzen Garde", die von dem Junker Thomas Slentz geführt werden. Stumm, in finsterem Ingrimm reitet er vor ihnen her; nur ab und zu sucht sein Blick sorgenvoll den trüben Himmel.

Den Landsknechten folgen die Bauern und die Bürger all jener Städte, die hoffen, bei dem Dithmarscher Kriege gleichfalls reiches Gut zu gewinnen.

Erst nach diesen reiten die Ritter und Herren, deren Knechte ebenfalls zu Pferde sitzen. Und ihnen folgt ein endloser Wagentroß.

Die Ritter können so nicht vor und nicht zurück. Aber das macht ihnen keine Sorge. Sie reiten in fröhlichem Gespräch und denken schon an Lübeck und an den Karneval, den sie dort als Sieger mitfeiern wollen.

Vor dem Auszug aus Meldorp hat der König alle Weinvorräte, die in des Klosters Kellern oder in den reichen Häusern der Stadt zu finden waren, an sein Heer verteilen lassen. So achtet nun keiner des leisen, stetigen Regens, sondern sie alle sind fröhlich und siegesgewiß. Sie singen lustige Lieder, und die Garde ruft ihren Spottvers weithin über das Land: „Woar di Buer, de Garde kümmt!"

Keiner von allen fürchtet sich. Daß die „Schwarze Garde" mit ihnen ist, dünkt sie alle ein sicherer Schutz, und sie meinen, daß ihnen nun nichts geschehen kann.



Vor ihnen allen her aber — ganz allein — wandert der alte Knecht. Und keinem fällt es auf, daß er gerader und aufrechter geht, als in den Straßen der Stadt. Ab und an sieht auch er zum Himmel, betrachtet auch er die jagenden Wolken. Dann steht ein sonderbares Lächeln in seinem Gesicht, und die Augen leuchten wie in großer Freude.

König Hans reitet einsam inmitten der Seinen, schwarz und groß und drohend. Er spricht kein Wort. Reglos sitzt er auf seinem Pferde, so unbeweglich, als sei er gar kein lebendiger Mensch.

Der Junker an seiner Seite friert in des Königs Nähe. Er wünscht sich weit fort zu seinen fröhlichen Kameraden.

Aber seine Knappenpflicht bannt ihn an die Seite des finsteren Mannes.

Immer düsterer wird der Himmel, immer schwerer jagen die Wolken, immer dichter und eisiger wird der Regen, unter den sich feiner Schnee zu mischen beginnt. Und der Sturm fegt über das weite, flache Land dahin und fängt sich unwillig in den Kleidern des marschierenden Heeres.

Noch immer singen viele der Landsknechte, noch immer rufen die Ritter sich allerlei Scherzworte zu. Aber schon klingt hier und da ein Fluch auf ... Schon werden manche Gesichter böse und mißmutig ...

Unbeirrt, als spüre er nichts von Regen und Kälte, wandert der alte Knecht vorwärts. Lautlos lacht er, wenn er Flüche und Lieder hört. — — — Stunden gehen — — Stunden schleichen — — —

Einmal treibt der Holsteiner Herzog Friedrich sein Pferd nahe neben den König.

„Wir sollten haltmachen", sagt er, „die Wege werden immer schlechter, und der Schneesturm steht gegen uns. Bei Gott, Hans, es war nicht klug von dir, für heute den Abmarsch zu erzwingen. Das wird kein leichtes Kampfspiel mit diesen Bauern. Der Marschall hat recht: Es ist eine böse Sache um einen Krieg in diesem Lande."

Der König schweigt. Und schweigend reitet der Herzog nun neben ihm her. Seine Blicke gehen voraus und zu den Seiten. Sie sehen die Marschwiesen, die tiefen Gräben, die sie durchziehen. Und ohne daß er es selbst recht weiß, sagt er leise: „Wenn wir zur Hälfte wiederkehren aus diesem Kriege, dann ist es ein großes Glück."

Ganz erstaunt sieht ihn der Junker an: „Zur Hälfte, Herr Herzog? Wie, sollten wir vielen denn die wenigen nicht zwingen? Ist denn dieses Land Dithmarschen mit Ketten an den Himmel geschlossen?"

„— — an den Himmel geschlossen?“ wiederholt der König in tiefem Sinnen. „Ihr könntet schon recht haben, Junker. — — — Und dennoch werde ich es herunterholen!“

Und er wendet sich und blickt über das Heer hin, das lachend und hochmütig prahlend und des leichten Sieges sicher um ihn reitet. Ja, es ist sehr groß. Die Besten seines Landes sind bei ihm. Er kennt ihre Gesichter, kühne und harte und stolze. Er denkt: „— — an den Himmel geschlossen?“ Und denkt: „Wofür kämpfe ich und wofür kämpfen jene?“ Er friert von innen heraus, als erkenne er plötzlich auf scheinbar sicherem Wege eine jähe Schlucht. Etwas wie Besinnen will in ihm aufkommen. Aber zornig schüttelt er den Kopf und verhärtet sein Herz.

Und wieder wendet er sich um, und seine Blicke gehen über das glänzende Heer. Aber seine Augen sind ohne Freude.

„Wir sollten haltmachen“, sagt der Holsteiner wieder, „wir wissen nicht, was uns auf dem Wege erwartet, und wir alle werden unnütz müde. Nicht nur seine Menschen, das Land selbst steht auf gegen uns.“

Der König schüttelt den Kopf, schweigend. Irgend etwas in ihm drängt der Entscheidung entgegen. „Wir reiten!“ sagt er dann kurz und hart. Und der Junker blickt ihm verstört ins Antlitz — —

*   *

*

Etliche Kundschafter hat der König von Meldorp ausgesandt, der Dithmarscher Pläne zu erforschen. Aber keiner hat ihm genaue Kunde bringen können. Nun, in der

Nacht vor dem Aufbruch, sind noch einmal einige ausgesandt worden. Der alte Knecht mußte ihnen den Weg beschreiben, den das Heer ziehen würde, damit sie es gewiß wiederfinden und dem König ihre Botschaft sagen könnten. Der Alte hatte ihnen auch den Weg beschrieben, ganz eingehend und genau. Unergründlich war dabei sein Gesicht gewesen.

Diese Kundschafter haben die Dithmarscher alle gefangen und alle erschlagen. Bis auf einen, einen Friesen. Den unterwarfen sie der peinlichen Frage, und gar bald hat er seines Königs Pläne preisgegeben.

Alles hört da Wulf Isenbrant, was er zu hören begehrt. „Gen Hemmingstedt will der König, so schnell es nur möglich ist", sagt der Kundschafter aus, „die Stadt will er zerstören, dann — so meint er — wird er das offen daliegende Land besitzen. Und weiter will er dann nach eurer Hauptstadt Heide. Ein alter Mann, der plötzlich zu Meldorp auftauchte, führt das Heer auf geheimen Wegen. Ein sonderbarer alter Mann. Keiner weiß, woher er kam. Er hat sich mit seinem Leben verschworen, daß der Weg nach Heide führt, den er das Heer geleitet."

„Da hat er recht geschworen", sagt Wulf Isenbrant hart und lacht, daß sie alle erschrecken, „nach Heide führt dieser Weg und — — in den sicheren Tod." Die Bauern sehen sich alle verwundert an; sie verstehen Wulf Isenbrant nicht.

Viel mehr noch fragen sie den Gefangenen. Erbarmungslos sehen sie der Folter zu; sie lächeln voll Verachtung. Und als sie alles erkundet haben, töten sie den Verräter — —

* *

*

In Wulf Isenbrants Haus sind alle Führer der Dithmarscher, sind alle Achtundvierziger versammelt. Sie sprechen von den gefangenen Kundschaftern und von dem, was jener eine ihnen berichtet hat. Sie sind sich nicht ganz einig darüber, ob sie ihren ursprünglichen Plan — vor Heide erst zu kämpfen — festhalten, oder ob sie ihn umstoßen sollen, nun sie diese neuen Nachrichten haben.

Wulf Isenbrant hat eine ganze Weile stumm dem Hin und Her zugehört. Langsam steht er nun auf und beginnt zu sprechen:

„Meine Herren unseres Landes", so sagt er ruhig und überlegend, „der alte Mann, der das Dänenheer führt, ist mein ältester, treuester Knecht."

Die Regimentsherren springen auf. Sie umdrängen ihn, sie reden auf ihn ein. Sie fragen, jeder etwas anderes.

„Ich habe ihn dem Dänenkönig entgegengesandt", spricht Wulf Isenbrant weiter, „damit er das Heer den alten Landweg führt, der über Eppenwöhrden gen Hemmingstedt läuft. Schmal ist der Weg und schlecht, fast unbenutzbar bei solchem Wetter wie heute. Und tiefe Gräben hat er zu beiden Seiten. Ich habe den Dänenkönig auf diesen Weg gelockt, damit wir an der richtigen Stelle über ihn kommen und ihn schlagen, daß er in sein Land zurückkehrt und uns in Frieden läßt. Bis heute habe ich nicht gewußt, ob mein Plan gelungen ist. Der Verräter da draußen hat es mir jetzt bestätigt."

Die Regimentsherren sitzen ganz still. Sie alle fühlen, daß dem Lande ein Retter und allen ein Führer erstanden ist.

Und weiter spricht Wulf Isenbrant: „Wir müssen eine Schanze bauen. Sofort, noch in dieser Nacht. Auf der soll ein Teil unseres Heeres den Feind erwarten. Vielleicht gelingt es uns, sie dann in die Flucht zu schlagen. Wo nicht, so — müssen wir die Schleusen öffnen und das ganze

Land unter Wasser setzen, daß sie alle elendiglich ertrinken und erfrieren."

Die Regimentsherren sind weise, bedächtige Menschen. Sie sehen wohl, daß der Vorschlag gut ist, wenn sie auch seine Gefahren nicht verkennen.

„Seid Ihr Euch auch klar darüber, Wulf Isenbrant", sagt endlich einer, „daß alle in der Schanze verloren sind, so es dem Feinde gelingt, Euch zu umgehen oder zu überrennen? Nicht einer von allen kommt dann lebend aus der Dänen Hände!"

„Ich weiß es", antwortet Wulf Isenbrant ruhig, „aber wenn es nötig ist, hilft die salze See uns kämpfen. Gegen sie sind auch die Dänen machtlos. Gebt mir die Vollmacht, ihr Herren", Wulf Isenbrants Stimme wird dringend, „daß ich mir etliche Hundert der Tapfersten aussuche aus dem Heere und dann mit ihnen den Schanzenbau beginne. Bald werden die Dänen vor Hemmingstedt sein. Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren."

Und die Regimentsherren stimmen ihm zu, einer nach dem anderen.

* *
*

Das ist ein Rennen und Laufen in dieser Nacht in Oldenvöhrde. Zahllose Schritte klingen durch die Gassen. Derbe Fäuste klopfen an verschlossene Türen. Hinter vielen Fenstern wird plötzlich Licht. Und die Menschen werfen in größter Eile die Kleider über und greifen nach den Waffen. Auch das dumpfe Rollen von Geschützen klingt durch die dunklen Straßen.

Bis in den entfernten Henneckehof hat sich die Unruhe übertragen. Ein Reiter pochte plötzlich ans Hoftor. Er rief die jungen Knechte des Hofes aus dem Schlaf, und nur

kurze Zeit später ritten sie in höchster Eile davon, nach Oldenwöhrde. Und ritten dann mit vielen anderen weiter, nach Hemmingstedt zu.

Nicht lange nach ihnen klingt wieder Hufschlag durch die Nacht. Und wenig später steht Wulf Isenbrant im Flett des Henneckehofes.

Er begrüßt die Ahne, die in ihrem hochlehnigen Stuhl am Feuer sitzt, und wendet sich dann rasch zu Else. Sie steht und sieht ihn an und fühlt, daß nun eine große Wandlung in ihrem stillen Leben beginnt. Und sie weiß nicht, ob sie traurig sein soll oder froh. Denn der Wulf Isenbrant, der jetzt da vor ihr steht, ist nicht der, den sie kennt seit so langen Jahren und der ihr nahe ist und wohlbekannt. Irgend wie ein anderer will er ihr heute erscheinen, und sie weiß doch nicht warum.

„Else", sagt dieser andere und sieht sie an, „Else Hennecke, der Kampf beginnt. Der Kampf um die Heimat. Wir warten nicht auf die große Schlacht. Wir wollen die Feinde überraschen und zum Kampfe zwingen, wenn sie am wenigsten daran denken."

„Else", sagt dieser andere und sieht sie an, „Else Hennecke, wo ist die Fahne? Wir werden siegen, wenn du sie über uns wehen läßt. Die Stunde ist da. Mach dich bereit!"

„Ich komme, Wulf Isenbrant", sagt Else Hennecke ruhig und ohne Zögern.

„Ich sende dir etliche meiner Leute, damit sie dich sicher auf den Kampfplatz bringen. Ich muß nun fort. Aber wir harren dein."

Und der junge Bauer hebt die Hand zum Gruß, neigt sich vor der Ahne und geht hinaus. Sie hören, wie er sein Pferd mit lautem Zuruf antreibt, wie der Hufschlag fern

in der Nacht versinkt . . . Unbeweglich steht Else und lauscht und sieht in die Nacht hinaus — — —

Aber dann ist es, als dränge sie einen Gedanken zurück. Sie richtet sich auf, schüttelt ein wenig den Kopf und



kommt mit raschen, jungen Schritten auf die Ahne zu. In ihren Augen steht ein helles, frohes Leuchten.

„Ahne", sagt sie und preßt die Hände zusammen, als hätte sie schon die Fahne zu halten und zu bewahren, „Ahne, nun ist es soweit. Zehn Jahre lang hast du mich gemahnt

an Eltern und Brüder. Nun ist die Stunde da. Nun stehe ich selbst im Kampfe wider die Dänen. Und ich will nicht wanken und nicht weichen und die Fahne nicht lassen, wie ich es geschworen habe. Ahne, gib mir deinen Segen mit in die Schlacht."

Und sie kniet nieder vor der alten Frau. Tief neigt sie das junge Haupt. Und die Ahne segnet sie mit einem alten, von den Vorvätern überkommenen Spruch.

* * *

Die Bewohner von drei Kirchspielen hat Wulf Isenbrant zusammengerufen zum Schanzenbau. Fackeln erhellen den schmalen, nassen, tief aufgeweichten Weg, den bald eine Schanze sperrt, die höher und immer höher wird. Es ist mitten in der Nacht, aber doch ist keiner von denen, die da arbeiten und die mitten aus dem tiefsten Schlafe gerissen wurden, müde oder verdrossen. Sie lachen. Aber dieses Lachen ist grausam und hart — —

Die Stunden der Nacht vergehen. Die Männer auf der Schanze arbeiten stumm, mit einer verhaltenen Wut und einer Unerbittlichkeit, die kein Erbarmen kennt.

Und nicht die Männer allein. Auch Frauen sind bei dem Werk, große, kräftige Dithmarschen-Frauen, die daheim den Hof und eine Schar blonder Kinder regieren, und die nun hier den Männern hilfreich zur Hand gehen. Sie achten nicht auf Regen und Sturm. Kaum fühlen sie den Schnee, der ihnen ins Gesicht peitscht. Sie arbeiten, stumm und verbissen, wie die Männer. Und sie denken daran, daß es um ihrer Kinder Freiheit geht.

Die Harder-Bäuerin hat sieben davon daheim in der Stube, und das letzte liegt noch in der Wiege. Die Männer haben sie zurückhalten wollen von dem gefährlichen und mühsamen Werk. Aber sie hat den Kopf geschüttelt und

gesagt: „Grad um das Kleine steh' ich hier. Ich will mithelfen, ihm seine Heimat frei zu erhalten." Und ohne auf ein Widerwort zu hören hat sie zum Spaten gegriffen.

Und die Bäuerin vom Grothof, von der ein jeder weiß, daß sie krank ist und eigentlich zu Bett liegen müßte, hat



plötzlich dagestanden, begleitet von einer Magd und mit großen Kannen heißen Trunkes in den Händen. Sie hat sich durch Sturm und Regen hindurchgekämpft von ihrem Hof bis zu den schanzenden Männern.

Und nun steht sie da, und in ihrem sonst blassen, müden Gesicht leuchten die Augen übergroß, und der Mund lacht: „Es arbeitet sich schlecht mit verfrorenen Fingern, und es kämpft sich dann auch schlecht. Da, das wird euch wieder durchwärmen."

So hat sie zwischen den Männern gestanden und geachtet, daß auch jeder zu seinem warmen Becher kommt. Der kalte Wind hat sie fast umgeblasen. Ein paarmal mußte sie heftig husten, aber sie hat ausgehalten. Und nun sieht ihr mancher nach, wie sie mühselig gegen den eisigen Regen kämpft; und viele der Männer denken das gleiche. Wenn sie nun sterben muß um dieses Ganges willen, dann ist auch sie für Dithmarschens Freiheit gefallen.

Und weiter geht die Arbeit. Nun schaffen sie Geschütze herbei. Sie bringen sie auf die Schanze, sie richten sie auf das kaum erkennbare graue Band der Straße. Sie bringen Waffen. Steinkugeln häufen sie neben den Geschützen auf. Sie prüfen Armbrüste und Speere.

Nur undeutlich läßt der rieselnde Schnee ihre Gestalten erkennen. Wie graue Schemen sind sie, wie aus den Fluten emporgestiegene Geister dieses seltsamen meerbedrohten, meerbeschirmten Landes.

Wulf Isenbrant, der erwählte Führer, der Sproß uralten Dithmarscher Geschlechtes, leitet das Werk. Seine Stimme ist hell und hart, seine Augen sind herrisch und kühl wie der Seewind, der salzigen Hauch herüberträgt. Überall, wo es not tut, ist er zu finden. Er richtet selbst die Geschütze, er prüft die Vorräte an Waffen, er greift auch zu Schaufel oder Hacke. Und willig folgen ihm alle und voller Vertrauen. Und die Schanze wächst und liegt mitten auf der Straße wie ein sprungbereites riesiges Tier.

* *
*

Immer weiter zieht das Heer — — — Der alte Knecht geht noch immer an der Spitze, er geht genau so, wie er schon vor Stunden und Stunden ging. Wird er

denn nicht müde?... Spürt er nicht den Regen und den eisigen Sturm?... Manche der Landsknechte bekreuzigen sich, wenn sie ihn sehen. Ist er denn überhaupt ein Mensch? Ist er nicht ein Gespenst, ein gebannter Geist aus Moor und Bruch, der sie in die Irre führt und in den Tod? Und plötzlich kommt manchem von ihnen ins Bewußtsein, daß es ja der Seelentag ist, und erschreckt schlagen sie ein Kreuz ums andere. Unwilliges Geraune läuft durch ihre Reihen.

Wie schlecht die Wege sind. Kaum können Mensch und Tier vorwärts, und das Gepäck hindert beide. Eiskalt treibt ihnen der Schnee entgegen, und die nasse Kälte dringt ihnen durch Kleider und Pelze. Müdigkeit und eine dumpfe Gleichgültigkeit legen sich lähmend über das Heer. Und Hemmingstedt ist so weit, so endlos weit... Und der graue Nebel ist rings voller Gefahren — — —

Zur Seite liegt ein Gehöft. Dort pocht der Junker an, dem König eine Stunde Rast zu schaffen. Ein uralter Bauer steht im Hofe. Die Fackel in seiner Hand läßt seinen Schatten riesengroß und drohend ins Dunkel wachsen — — —

„Gib ein warmes Mahl und eine Kammer für meinen Herrn, den König", heischt der Junker herrisch.

Des Alten Gesicht erstarrt in Haß. „Dem Dänen geben? — — — Nichts!"

„Wir werden euch zwingen, widerspenstiges Pack!" Dem Junker fliegt die Hand ans Schwert. Wut steigt in ihm auf.

Mit einem Schritt ist der Alte bei ihm. Eisern ist die Hand, die des Junkers Schwertarm umklammert.

„Zwingen? — — Ihr...!" Der Dithmarscher Bauer lacht ein hartes, klingendes Lachen. Aber seine Augen sind ernst. Wie der Tod.

Der Junker erschrickt. Eine plötzliche Klarheit wacht in seiner Seele auf. Wir sind nichts gegen diese ... — Langsam wendet er sein Pferd und reitet zu den Seinen zurück. In seinem Herzen ist das jähe Wissen um seinen Tod.

Noch ehe er das heranziehende Heer und den König erreicht, schlagen züngelnd Flammen rings aus dem Strohdach des Gehöftes.

Weiter — — weiter zieht das todmüde Heer. Hinter ihm brennt wie eine Riesenfackel des alten Bauern Gehöft. Den Alten hat man erschlagen.

Aber sein Schatten — gewaltig und drohend — wie er ihn eben noch im Hofe gesehen, scheint dem Junker zu wachsen, übermächtig, und sich über das ganze Heer zu breiten ...

Und der eisige Nebel rings wird dichter und schwerer ... Und alles Singen ist längst verstummt — — —

* *

*

Inmitten der Männer auf der Schanze steht, schweigend und schauend, Else Hennecke. Dithmarschens Marienfahne weht über ihr in der Höhe im eisigen Februarsturm. Fest umklammern ihre Hände den Fahnenschaft. Und immer wieder sieht sie zu der Fahne hinauf, die ihr anvertraut wurde.

Sie fühlt die eisige Kälte nicht, die langsam an ihr heraufkriecht aus dem Boden, um den sie kämpfen werden, den Boden, um den sie schon so manches Mal gekämpft haben.

Sie denkt an die Ahne, die sie mit dem alten Segen der Väter gesegnet hat. Und sie denkt an den Hof, dem die Dänen dereinst den Herrn und den Erben geraubt.

Sie sieht die Männer rings arbeiten, sie sieht die Frauen bei ihrem schweren Tun ... Und wieder blickt sie zur Fahne empor, und fester umklammern sie ihre Hände.

„Hoch werde ich sie halten, hoch über allen", denkt sie, „damit wir gewißlich siegen und Dithmarschens Freiheit nicht untergeht."

Zuweilen auch sieht sie zu Wulf Isenbrant hinüber. Aber er ist ihr fremd. Fremd wie noch nie, solange sie ihn kennt. Sein Gesicht ist hart, fest sind die Lippen zusammengepreßt, und tiefe Falten stehen auf seiner Stirn. Überall ist er beim Schanzenbau, überall sieht er nach dem Rechten, überall packt er zu. Und je weiter die Stunden schreiten, um so härter, um so unbarmherziger wird sein Gesicht.

Else beginnt zu sinnen, zu grübeln. Ist dieser Fremde da — der ihr fast unheimlich ist —, dessen Gesicht sie nicht kennt, dessen Härte sie unbewußt fürchtet — — ist dieser denn Wulf Isenbrant, der gute Freund ihrer Kinder- und Jugendtage?

Wie er hin und her geht zwischen den Menschen, wie er nichts ist als der Führer, der befiehlt und unbedingten Gehorsam erwartet — — und wie er nicht Freund und Verwandte mehr kennt unter den Menschen, die da in der Nacht arbeiten — so kennt er auch Else Hennecke nicht mehr für diese Stunden. Und wie die anderen alle ist auch sie ihm nichts anderes als ein Mensch, der mitwirken soll bei der Befreiung der Heimat und der jetzt fest auf seinem Platze stehen muß.

Ganz langsam, sehr mühselig begreift das die junge Else Hennecke. Aber sie friert bei diesem Begreifen. Und der Gefährte, der liebe Freund vergangener Tage, ist ihr plötzlich fern und fremd wie noch nie.

Hoch über ihr knattert die Fahne im Wintersturm. Ihre ganze Kraft braucht Else, sie zu halten. Immer

wütender peitscht der Wind gegen das geweihte Tuch. Und Else hat keine Zeit und keine Kraft mehr zum Grübeln. Denn alle Kraft braucht sie, die Fahne hoch zu halten.

Schwer ist ihr Amt. Schwerer, als sie es gedacht. Schwer ist die Fahne. Ist sie dir zu schwer, Else Hennecke?

Dicht neben Else haben sie ein Geschütz aufgestellt. Zu ihren Füßen liegen die mächtigen Steinkugeln, die es auf die Feinde schleudern soll. Einmal hat Wulf Isenbrant nach diesem Geschütz gesehen, und dabei gingen seine Augen auch über das Mädchen hin. Nicht anders sah er sie an, so scheint es ihr, als das kalte Rohr zu ihren Füßen.

Dunkel ist es und Nebel; sie hat das warme Licht in seinen Augen nicht gesehen.

Aber er versteckt dieses Licht, er löscht es aus. Denn die da vor ihm steht, ist nicht das Mädchen, das er liebhat seit ihren Kindertagen. Das ist die Jungfrau, die Dithmarschens Fahne trägt, die sich bereitet, den uralten Spruch zu erfüllen. Und ihm ist, als dürfe er mit keinen eigenen Wünschen um sie sein in dieser Stunde.

Kalt weht der Wind, und schwer ist die Fahne. Fest umklammert Else den starken Schaft. Und es ist ihr, als ginge eine Kraft aus von dieser Fahne, als durchströme es sie wie ein wärmendes Feuer, nein, wie ein lodernder Brand, daß sie Wulf Isenbrant vergißt und die Ahne und ihr Leben. Und sie sieht nichts als die Fahne, die geweihte, die im Wintersturme weht hoch über der heiligen Heimat.

Und Else Hennecke ruft: Einen Ruf, einen Schrei, ein Jauchzen. Und der Wintersturm nimmt es auf und trägt es dahin über das Land und über das Meer. Es ist, als habe die Heimat selbst gerufen — —

Und plötzlich steht Wulf Isenbrant vor ihr. Sie weiß nicht, woher er kam; sie weiß nicht, wann er kam. Er steht und sieht sie an, und seine Augen leuchten in einem harten,



blauen Licht. Und seine Stimme ist hell und klingend wie ein Hornruf in der Schlacht:

„Die Fahne hoch, Else Hennecke! Der Feind ist da!“

*　　　*
*

Lang und mühselig ist der Weg. Finster lastet der graue Nebel. Der König friert bis ins Herz und verwünscht heimlich den eiligen Aufbruch. Aber irgend etwas ist in ihm, das ihn weiterzwingt. Eine Macht drängt ihn, die Entscheidung zu suchen. Und eine dunkle Ahnung läßt ihn nicht los, daß nach dieser Nacht das Ende kommt, so oder so — — —

Immer noch zieht vor allen die kampferprobte Garde. Sie zogen durchs Land und sangen freche Spottlieder: „Woar di Buer, de Garde kümmt!“ Aber nun sind die Lieder verstummt. Schweigend ziehen sie dahin, ein dumpfes Grauen hält sie alle im Bann. Denn heute ist Seelentag, da ziehen die Toten durchs Land — — —

Ab und an wirft einer einen Blick auf den Alten, der da vorne geht. Stunden schon geht er so, als könnte er niemals müde werden. Und die Söldner bekreuzigen sich vor dem unheimlichen Fremdling.

Junker Slentz reitet vor seinen Landsknechten her. Er sieht nicht nach rechts und nicht nach links. Er weiß, daß da Gräben sind mit tiefem Wasser, und daß da weicher Boden ist, auf dem man nicht kämpfen kann, und daß seine Leute halb erstarrt sind von Kälte und Wind, verfroren und übermüdet.

Da — — was ist das? — — Was ist das mit dem Alten da vorn? Er sieht, wie er auf einmal stehenbleibt, wie seine gebeugte Gestalt sich aufrichtet, wie er die Arme in die Luft wirft wie in übergroßer Freude. Und einen Schrei stößt er aus, einen gellenden, jauchzenden Triumphschrei — —

Und Junker Thomas Slentz, der tapfere Landsknechtführer weiß, daß es nun Zeit ist, ans Sterben zu denken.

Denn dicht vor ihnen, quer über dem Wege, taucht aus dem Nebel eine Schanze auf, wohlbewehrt mit Geschützen

und bewaffneten Männern. Hoch flattert die Dithmarscher Fahne — — Eine Frau trägt die Fahne — — — Herrgott, was ist dies für ein Land!!

In eines Herzschlages Länge hat Junker Slentz dies alles erfaßt und noch eines dazu: Der Alte, der verfluchte Alte, der hat sie in den Tod geführt — — —

Und Junker Slentz ist mit einem Sprunge seines Pferdes neben dem Alten und haut ihm das Schwert über den Kopf. Aber ihn graust, denn der Alte lacht ... lacht noch im Tode — — —

Schon kämpfen sie vorne. Und hinten, bei den Reitern, ist es ein Fragen: Warum stockt der Zug? Was rieselt und rauscht und flutet zu beiden Seiten der Straße? Was klingen für dumpfe, drohende Laute auf . . . Worte . . . Schreie: „Woar di, Garde, de Buer kümmt!"

Da ist doch ein Hindernis auf dem Wege! Da blitzt und donnert es in die Reihen der halb im Schlafe Reitenden. Da stürmen Männer hervor, wütend und rasend wie die Teufel. Da pfeifen steinerne Kugeln in die Reihen — — Und rings fluten die Wasser der Nordsee — — —

* *

*

Der Feind ist da!! Und die Dithmarscher richten die Geschütze. Kugel nach Kugel senden sie den Ahnungslosen da unten entgegen.

Else Hennecke steht mitten auf der Schanze. Sie hält die Fahne mit ihrer ganzen Kraft. Und sie sieht alles, was geschieht. Sie sieht das Töten und Sterben. Sie sieht, wie die Landsknechte die Schanze angreifen, wie die Ihren einen Ausfall machen und zurückgeschlagen werden, einmal und noch einmal.

Und sie hört, wie Wulf Isenbrant schreit mit einer Stimme, die dunkel ist vor Erbitterung: „Die Schleusen auf!!"

Und sie haben die Schleusen geöffnet, und die salze See rieselt und rauscht in die Priele und Gräben, in die großen und kleinen und kleinsten. Und sie flutet über die Ufer... Und sie wiegt sich über den Wiesen... Und sie verhüllt dem Unkundigen Weg und Steg und birgt in sich den eisigen Tod... Und wartet — —

Und Else Hennecke sieht, wie die Dithmarscher aus der Schanze hervorbrechen zum dritten Male. Wie sie alles niederhauen, was in ihrem Wege ist oder es in die Gräben stoßen. Und vor ihnen her — der wildeste im Kampfe — reitet ihr Führer, Wulf Isenbrant.

Sie sieht, wie die Garde flieht, wie Wulf Isenbrant mit dem schwarzen Ritter Thomas Slentz kämpft, wie er ihn nach hartem Ringen vom Pferde haut. Sie schließt die Augen voll Grauen vor all diesem Schrecklichen. Und sie umklammert die Fahne so fest, als solle nicht sie die Fahne, nein, als solle die Fahne *sie* halten.

Weit kann sie sehen, denn sie hat gute Augen, die junge Else Hennecke, gar zu gute Augen. Besser wär's ihr, sie sähe nicht soviel. Aber sie will die Augen nicht mehr schließen. Sollen die Ihren sie für feige halten?

Auf und ab wogt der Kampf. Bald nähert er sich der Schanze, bald wieder entfernt er sich. Das dänische Fußvolk liegt erschlagen auf dem Wege, liegt ertränkt in den Gräben. Nun kämpfen die Dithmarscher mit den dänischen Herren. Sie stechen nach den Pferden, daß sie die Reiter abwerfen vor Schmerz und unter sich begraben. Zahllose ertrinken.

Wie gebannt muß Else schauen — — Nun kann sie Wulf Isenbrant wieder sehen. Mitten unter die Dänen

ist er geritten. Sein Schwert kreist um ihn. Es leuchtet wie eine Flamme. Wohin er trifft, da faßt einen der Tod. Da, einer, ein ganz Junger, hebt die Hände auf ... Er bittet um Gnade... Aber Wulf Isenbrant lacht — — — Eisig kalt ist dieses Lachen wie die salze, eisige See...

Sein Gesicht hat Else gesehen. Sein Gesicht! — — Grauen kriecht in ihr hoch. Nie, nie wird sie dieses Gesicht vergessen können. Immer — — wird es dastehen zwischen ihr und Wulf Isenbrant.

Und das Töten geht weiter. Unbeweglich steht Else. Es ist, als sei kein Leben mehr in ihr. Sie rührt sich nicht, sie friert nicht, sie fürchtet sich nicht. Ausgelöscht ist alles, was in ihr lebte. Nur das Grauen ist da. Und nichts sieht sie als das Gesicht... Und über ihr knattert die Fahne — —

* *

*

Die Reste der Garde fliehen. Sie stürzen zurück auf der schmalen Straße. Sie reißen die übrigen mit in ihre sinnlose Flucht. „Was stehen die Gepäckwagen mitten im Wege!" Und die Pferde werden rasend und brechen seitwärts aus.

Eisig kalt sind die Fluten. Eisig kalt ist das Schwert der Dithmarscher Bauern. Es frißt erbarmungslos wie die strömenden Wasser.

König Hans hält mitten im Wege. Aber er ist ganz ruhig. Er sieht, daß nun alles verloren ist: Sein Heer, seine Beute, seine Schätze — — und das ganze, vielbegehrte Land.

Wulf Isenbrant hebt das Schwert gegen ihn auf. Wer führte ihn mitten ins dänische Heer? denkt der Junker. Er wirft sich vor den König. Der Dithmarscher läßt

das Schwert niederfallen. Lautlos sinkt des Königs Knappe aus dem Sattel. Seine Kinderaugen sind voll Nicht-begreifens — —

Der König wendet das Pferd und flieht. Mit ihm flieht der Holsteiner Herzog. Sie treffen den Marschall Hans von Ahlefeld. Hoch trägt er den Danebrog über dem Töten und Sterben.

„Rettet Euch, Marschall", ruft der König ihm zu, „es ist doch alles verloren!"

Aber der Ahlefeld schüttelt den Kopf. Fester umklammert er das Dänenbanner. Einen Augenblick sieht er den beiden Fürsten nach. Verachtung liegt auf seinen Lippen. Dann wendet er das Pferd und reitet — — Zurück in die Schlacht... Zurück in den Tod.

Sind das da noch Menschen? Sie schwingen sich über die Gräben an langen Stäben. Es ist, als flögen sie durch die Luft auf das todmüde, flüchtende Heer. Sie drängen es von der Landstraße ab in die eisigen, salzigen Fluten. Wo ist Graben, wo ist festes Land? Nur der Dithmarscher Bauer weiß das, nicht der dänische Söldner. Und wer über den ersten Graben kam, der dünkt sich gerettet. Und weiß nicht, daß ein zweiter wartet, ein dritter, ein vierter —

Wulf Isenbrant ist unter ihnen wie ein rächender Engel. Nie trifft sein Schwert fehl. Keiner wird verschont. Und kaum einer entkommt — — —

Und die Dunkelheit zieht herauf und die Nacht. Unheimlich rieseln und rinnen die Wasser. Unheimlich klingt das Stöhnen der sterbenden Menschen ... Und über allem das Siegesjauchzen der Dithmarscher Bauern.

Tief ist der stolze Danebrog gesunken an diesem Unheilstage. Froh weht und stolz die Marienfahne auf der Schanze.

Else steht und regt sich nicht. Ihr ist, als sei alles tot in ihr. Immer sieht sie das Gesicht, sieht sie das funkelnde Schwert, die erbarmungslosen Augen. Eine kalte, fiebernde Furcht kriecht sie an, Furcht vor Wulf Isenbrant — —

Aber sie hält die Fahne hoch bis in die Nacht, ob ihr auch die Kräfte versagen wollen und die Arme müde werden. Sie fühlt es nicht, daß sie friert, friert bis ins Herz. Und sie weiß nicht, daß ihre zuckenden Lippen einen Namen sagen, immer wieder einen Namen: „Wulf! Wulf Isenbrant!"

Dann und wann sieht sie zu der Fahne auf, die sie so tapfer hält. Und ganz, ganz tief in ihrem Herzen wächst suchendes Fragen auf, ein tastendes Grübeln um jenes alte Wort von der Fahne. Und sie denkt und sinnt: „Bin ich zu schwach, tauge ich nicht zum Kampfe? Oder — — hat das alte Wort noch einen anderen Sinn ...?"

Ganz fern nur, ganz undeutlich fühlt sie diese Gedanken. Und sie wagt nicht, sie zu denken, wagt nicht, an dem alten Wort zu rühren.

Näher und gegenwärtiger als alles andere ist ihr jetzt Wulf Isenbrants Gesicht. Dem kann sie nicht entfliehen, ob sie die Augen auch gleich immer wieder schließt.

Und rings um sie ist nun die tiefe, tiefe Nacht.

*　　*
*

Und nun ist der Kampf zu Ende. Tot liegen zahllose vom Dänenheer auf der schmalen Straße, erschlagen alle — ohne Ausnahme — von den rasenden Bauern. Und die, die nicht hier oben liegen unter gestürzten Pferden, unter umgeworfenen Troßwagen und zersprungenen Steinkugeln, die liegen in den Gräben, die liegen im Wasser, ertrunken,

ohne Wunde, oft sogar ohne das Schwert nur gezogen zu haben. Und das sind die meisten.

Langsam, wortkarg kehren die Dithmarscher zur Schanze zurück. Nun, nach der Anspannung dieser letzten Stunden und dieser letzten Nacht, kommt etwas über sie wie ein Wunsch nach Ruhe und Wärme.

Allen voran reitet Wulf Isenbrant. Noch klingt ihm der Lärm der Schlacht im Ohr, das Schreien der Menschen und Tiere, das Krachen der Geschosse, das Dröhnen der stürzenden Wagen im Troß. Und zwischen dem allen taucht ein Gesicht empor: Else sieht ihn an. Nicht die Else, die auf der Schanze die Fahne hütet, sondern jene, die ihn einmal fragte: „Kommst du bald wieder, Wulf Isenbrant?"

Schneller reitet er, als könne er so die Bilder der Schlacht hinter sich lassen. Und ganz allmählich weichen sie zurück hinter dem einen Gedanken, der wie ein warmes Licht immer wieder zwischen ihnen auftaucht und mählich klarer und deutlicher wird. „Else ... Jetzt zu Else, die sich so tapfer gehalten, die nicht müde und matt wurde in Regen und Sturm; die die Fahne hütete furchtlos und treu, wie sie es vor dem Priester geschworen."

Jetzt hat sie ihr Wort erfüllt, jetzt hat sie geholfen, der Heimat den Sieg zu erringen. Nichts hindert ihn nunmehr, ihre Hand zu halten und auszuruhen vom Kampfe und von der Schlacht. Wulf Isenbrant lächelt bei dem Gedanken. Und mit diesem Lächeln tritt er hin zu Else Hennecke.

Langsam, wie mühselig, wendet sie sich um, da sie ihn kommen hört. Die Fackeln, die seine Begleiter in den Händen tragen, werfen tanzende Schatten über sein Gesicht, verhüllen und beleuchten sonderbar seine Züge.

Else zuckt zusammen. Da — — das — das ist er wieder, jener andere, fremde, schreckliche Wulf Isenbrant, vor dem sie Angst hat. Angst, wie noch vor nichts in ihrem Leben. Und da, da ist auch das Lachen. Das Lachen, mit dem er Menschen erschlug — — — Und nun kommt er zu ihr — —

Sie weicht einen Schritt zurück. Abwehrend streckt sie die Hände aus. Da beugt sich der Mann nach vorn, und der tanzende Fackelschein ist nicht mehr auf seinem Gesicht.

Und plötzlich ist die Angst wieder von Else genommen. Eine große Freude will sich in ihr ausbreiten, denn nun ist es ja der wirkliche Wulf Isenbrant, der da vor ihr steht. Das sind die Augen, die sie kennt. Das ist der Mund, der immer gute Worte für sie hatte. Das sind die Hände, die ihr sacht übers Haar strichen, damals, als man ihr den Vater erschlug und die Mutter.

„Wulf Isenbrant", sagt Else, und sie weiß nicht, wie warm und froh ihre Stimme ist, ganz so, wie damals, als sie ihn fragte: „Kommst du bald wieder?"

„Wulf Isenbrant", sagt sie, und ihre Augen leuchten, „wie gut, daß du wieder da bist."

Und Wulf Isenbrant tritt auf sie zu, einen Schritt und noch einen. Und der Nachtwind läßt die Fackeln zucken und flackern. Und Wulf Isenbrants Schwert klirrt in der Scheide, jenes Schwert — —

Und auf einmal ist das Bild wieder da... Und auf einmal tobt wieder die Schlacht da vorn ... und der Bauer hebt das Schwert — — und er lacht — — —

Nein, das ist doch nicht der Wulf Isenbrant, den sie kennt! Das ist doch jener andere, schreckliche! Da ist ja das Gesicht wieder ... und das funkelnde Schwert ... Und da ist das Grauen wieder und die Angst. Und Else Hen-

necke weicht zurück; abwehrend streckt sie die Hände aus. In fassungslosem Entsetzen starrt sie ihn an.

Der Mann streicht sich über die Stirn. Was ist das? Was bedeutet das alles? Ist das seine Else, die ihm eben noch so gute Worte gesagt, deren Augen leuchteten, da sie ihn ansah? Was verwirrt ihr den Sinn, daß sie ihn auf einmal so fürchtet, daß sie ihn nicht erkennt?

Er faßt nach ihrer Hand, seine Lippen formen Worte. Aber sie hört sie nicht. Starr gehen ihre Blicke hinaus in die Nacht, dahin, wo noch vor kurzem der Kampf getobt, wo nun die Toten liegen und die Sterbenden.

Plötzlich zuckt sie zusammen. Sie hat seine suchende Hand gespürt. Mit einem jähen Ruck reißt sie sich los und starrt ihn an.

„Nein", schreit sie, und in ihren Augen ist flackernde Angst, „nein, rühre mich nicht an, du — — du — — —" Ein Wort will sie sagen, ein furchtbares, schreckliches Wort. Aber als sie des Mannes Augen sieht, da bringt sie das Wort nicht über die Lippen.

Weit geöffnet sind diese Augen in einem schmerzhaften Nichtbegreifen, und alles Licht in ihnen ist plötzlich erloschen. Müde sind sie und ohne Glanz, von einer erschrekkenden Trostlosigkeit.

Stumm steht Wulf Isenbrant, als müsse er erst wieder zu sich selber finden. Langsam, ganz langsam fällt seine Hand herab.

Das alles sieht Else. Sie sieht es in einer unwahrscheinlichen Klarheit. Und heißes Mitleid bricht durch die Erstarrung, die sie umfängt. Sie will ihm die Hand reichen, sie will ein gutes Wort sagen — aber ihre Hände sind wie erstarrt, ihr Mund bleibt stumm. Denn wieder wandelt sich Wulf Isenbrants Antlitz, es ist wieder das des kämp-

fenden Mannes. Und wieder sieht sie weit in der Ferne, da, wo jetzt das Dunkel alles zudeckt, den erbarmungslosen Kampf. Ist es das Stöhnen der Sterbenden, sind es die Todesrufe? Oder ist es das leise Klirren von Wulf Isenbrants Schwert, das die Bilder des Tages von neuem lebendig werden läßt? Else Hennecke weiß es nicht, sie weiß überhaupt nichts mehr. Mühsam wendet sie den Kopf und sieht Wulf Isenbrant an.

Sie sucht die vertrauten Züge, sie horcht seiner Stimme nach, aber wenn sie ihn gefunden zu haben glaubt, dann ist wieder die Angst vor ihm da und das Grauen vor dem schrecklichen Gesicht der Schlacht.

Unbeweglich steht sie. Es ist, als sähe sie nichts. Auch nicht, daß des Mannes Gesicht finster, beinahe zornig wird.

Und nun neigt sich Wulf Isenbrant kurz und höflich vor Else Hennecke. Er winkt zweien seiner Begleiter und heißt sie, die Jungfrau zur Nacht in den Grothof und dann, am Morgen, heim zu geleiten.

Als er davongeht, sieht es aus, als sei er plötzlich alt und müde geworden — — —

* *

*

Und so ist nun der Kampf zu Ende. Drei Stunden hat er gewährt, da ist das glänzende, siegesgewisse Heer erschlagen und ertrunken. Und die Dithmarscher fassen kaum selber ihren Sieg.

Unermeßlich reich ist ihre Beute. Die Königskrone von Dänemark, auch des Königs Schwert und Siegel haben sie gewonnen. Dazu goldene und silberne Kleinodien, Perlen und Edelgestein, kostbare Kleider und Rüstungen ohne Zahl.

Alle Geschütze des Dänenheeres sind in ihrer Hand, auch viele tüchtige Pferde.

Das wertvollste von allem aber ist die feindliche Fahne, der Danebrog, der in ihre Hände gefallen ist.

Der Dänen Marschall, Hans von Ahlefeld, hat die Fahne vom Schaft gerissen, da er umkehrte, in die Schlacht und in den Tod zu reiten. Er hat sie an seinem Körper verborgen und mit seinem Leben verteidigt. Aber die Dithmarscher haben sie dennoch gefunden.

Wie viele starben in dieser Schlacht? Die edelsten Geschlechter Holsteins sind verwaist: Elf Ahlefelds sind gefallen und fünf von den Pogwisch, fünf Rantzaus und vier Buchwalds, vier von der Wisch und vier Ratlows und viele andere. Und keiner hat alle die gezählt, die aus den Dörfern und Städten auf dem Schlachtfelde liegen oder wie viele tot sind von der „Schwarzen Garde".

Langsam läßt der Sturm nach, da es Nacht geworden ist. Dann hört er ganz auf. Und der Schnee deckt alles zu. Unendlich ruhig rieselt er hernieder. Eine gläserne Decke legt sich über Gräben und Wiesen, darunter viele tausend Menschen schlafen.

Aber Else Hennecke schläft nicht ... Und nicht — — Wulf Isenbrant.

*   *
*

Jammer und Wehklagen ist in Holstein und Dänemark. Aber Jubel und Siegesfreude im ganzen Dithmarscher Lande. Und reicher sind die Bauern als je zuvor. Rings um das Land her aber sagt man von ihnen, daß sie nicht nur die Pferde aus silbernen Krippen fressen ließen, nein, es heißt auch, sie legten die Hunde an goldene Ritter-

ketten. Und die Sänger ziehen umher im Lande und singen Siegeslieder. Und hoch preisen sie Wulf Isenbrant, den Sieger von Hemmingstedt.

In Lübeck aber, da die Fürsten den Karneval verleben, hören sie viele Spottreden auf ihren Krieg mit den Bauern. Und mehr noch verdrießt sie das als die verlorene Schlacht.

Die Dithmarscher aber bekommen einen guten Frieden. Und der König und sein Bruder rühren nicht mehr an des Bauernlandes Freiheit.

VI.

Ganz in der Ferne taucht der Henneckehof auf. Schneller traben die Pferde. Sie wittern einen warmen Stall und eine gefüllte Krippe. Und die Menschen lassen sie laufen und wehren ihnen nicht, denn auch sie freuen sich nach dem anstrengenden Ritt auf eine Ruhestunde.

Schweigend reiten die drei. Else Hennecke hat die Lippen so fest zusammengepreßt, als habe sie in einem Gelübde dem Reden abgesagt. Und ihre jungen Begleiter wagen kaum ein paar Worte miteinander zu sprechen, sie drückt die Nähe der so unheimlich starren Frau.

Blaß und müde ist Elses Gesicht. Unter den Augen liegen schwarze Schatten und tiefe Falten um den schweigenden Mund. Sehr müde ist sie, aber nicht von der schlaflosen Nacht auf dem Grotehof, der sie auf Wulf Isenbrants Bitte nach der Schlacht aufgenommen. Mit aller Liebe und Fürsorge hat man sie dort umhegt, hat ihr das wärmste Zimmer, die weichsten Kissen zur Nachtruhe gegeben. Aber stundenlang hat sie sich hin und her geworfen, ohne Schlaf, bis sie schließlich aufstand und ans Fenster trat. Und hinaussah in die Nacht. Wie lange, das weiß sie nicht. Die Stunden schlichen in qualvollem Grübeln, bis der Morgen kam, ein trüber, grauer, hoffnungsloser Morgen. Da brach sie auf, ganz in der Frühe schon.

Und nun reitet sie durch das befreite Land, dessen Bewohner sie ehrerbietig grüßen, wo immer sie durch Dörfer und Gehöfte kommt. Nun reitet sie — — heim.

Und der Henneckehof wächst größer und größer aus der Ferne herauf. Immer näher kommen sie ihm. Nun sind

sie schon auf seiner Feldmark, nun gehen die Pferde schon über des Hofes Grund und Boden.

Und nun tritt Else durch das weit geöffnete Tor. Ganz langsam schreitet sie durch die Diele. Alle Tiere wenden die Köpfe und sehen sie an. Ihr ist es, als seien Jahre vergangen, seit sie den Hof verlassen hat. Und sind doch erst zwei Nächte und ein Tag.

Die Ahne sitzt in ihrem hochlehnigen Stuhl am Feuer der Herdstelle; das brennt hell und stet und wärmend. Sie sitzt und sieht den Eintretenden entgegen, und ihre Blicke gehen lange und prüfend über Else Henneckes blasses Gesicht.

Tief neigen sich die beiden Dithmarscher Bauernsöhne vor der alten Frau. Die heißt die Mägde, ihnen ein kräftiges, warmes Mahl aufzutragen, daß sie sich stärken mögen für den neuen Ritt. Danach aber brechen die beiden eilends auf; sie wissen, daß Wulf Isenbrant sie jetzt braucht. Denn noch müssen Dithmarschens Grenzen beschützt und bewacht werden. Niemand weiß noch, ob nicht ein neuer Überfall auf das Land geplant wird. Der Tag steht noch bevor, da der Frieden geschlossen und besiegelt werden wird. Und ehe das nicht geschehen, dürfen die Dithmarscher das Schwert nicht in die Scheide stecken.

Solange die beiden aßen, solange ihre hellen Stimmen den Raum erfüllten, hat Else still auf einem Schemel beiseite gesessen.

Nun aber sieht die Ahne sie an, nun rufen die Augen der alten Frau. Und Else hört den Ruf. Ganz langsam kommt sie näher. Es ist, als sei der Weg durch das Flett bis an die Herdstelle mühsam und lang.

Und nun kniet sie vor der Ahne. Nun fühlt sie die Hände der alten Frau auf ihrem Haar. — — Wie damals, als sie sich bereitete, dem Ruf der Fahne zu folgen. Und ihr Kopf sinkt tiefer und tiefer. Ein Zucken geht durch

ihren Körper ... aber sie hat keine Tränen. Ganz still sitzt die Ahne. Nur ihre alten Hände streichen, kaum merklich, über Elses helles Haar.

Leise knistert das Feuer, Dämmerung schaut durch die Fenster. Nur ab und an scharrt eines der Tiere vor seiner Krippe. Draußen singt der Wind um das Haus, das sich tief unter sein Strohdach duckt. Schwer wird die Hand der Ahne auf Elses Scheitel.

Und langsam, stockend, beginnt da Else zu erzählen: Von dem Ritt durch die Nacht ... Vom Bau der Schanze in Regen und Sturm ... Von der Fahne ... Und — — von der Schlacht.

Immer mühsamer wird ihr Sprechen, immer zögernder, da sie nun anfängt, von Wulf Isenbrant zu erzählen.

Mit keinem Wort, mit keiner Frage unterbricht sie die Ahne. Nur ihre Hände gleiten ganz sachte über Elses Haar.

Und nun hat Else alles erzählt. Nun weiß die Ahne von Wulf Isenbrants anderem Gesicht. Und in ihren Augen wacht etwas auf wie banges Sorgen um Else.

„Ahne", hatte Else gesagt, „Ahne, wenn du ihn gesehen hättest — — Keinen hat er verschont ... Alle hat er erschlagen ... Auch, wenn sie um Gnade baten. Wie seine Augen funkelten. Wie seine Lippen sich zusammenpreßten. Wie rot sein Schwert wurde — —! Und dazu lachte er, Ahne! Er lachte, wenn sie um ihr Leben flehten."

Und ihre Stimme war ganz leise geworden: „Ich habe ihn liebgehabt, Ahne ... Und ich hab' es nicht gewußt. Aber jetzt", tiefer sinkt ihr Kopf, ein Zittern läuft durch ihren Körper, „aber jetzt — — habe ich — — Angst vor ihm. Immer steht sein Gesicht vor mir; das andere, schreckliche, Ahne!" Und ihre Stimme wird flehend, als rufe sie die alte Frau zu Hilfe: „Ahne, ich weiß nicht mehr, wie

Wulf Isenbrant aussieht ... Wie er früher war, früher, vor dieser Schlacht. Ahne! Hilf du mir doch, ihn wiederzufinden!"

So hatte Else zur Ahne gesprochen. Nun schweigt sie und wartet. Ganz still ist es nun im Hause. Die Dämmerung ist Abend geworden und Nacht.

Und plötzlich hebt Else den Kopf. Sie sieht zum Fenster hinaus, irgendwo in die Ferne, und eine scheue, zaghafte Frage kommt zu der alten Frau: „War dies denn Wulf Isenbrant, Ahne?"

Die Ahne sieht lange in die Flammen des Herdfeuers. Sie weiß, daß Else nun auf die Antwort hofft: „Nein, Else, das war er nicht. Das war einer, den die Wut und Erbitterung des Kampfes mitriß, der nicht mehr wußte, was er tat. Das war ein fremder Geist, der über ihn kam. Aber Wulf Isenbrant war das nicht."

Lange sinnt die Ahne, aber dann schüttelt sie den Kopf. Nein, sie verstecken sich nicht vor der Wahrheit — auch vor der *harten* Wahrheit nicht — die Dithmarscher Frauen. Auch Else soll sich nicht verstecken!

Und sie hebt Elses niedergesunkenen Kopf zu sich empor. Und sie sieht in die blauen, angstvoll und flehend auf sie gerichteten Augen. Vielleicht ist ihre Stimme sogar ein wenig härter als sonst, als sie Else antwortet: „Ein Mensch hat viele Gesichter, Kind. Auch *dieses* ist Wulf Isenbrants Gesicht."

Noch blasser wird Elses Antlitz. Das letzte Restchen Hoffnung in ihren Augen erlischt. Langsam und mühselig steht sie auf.

Und die Ahne spricht weiter. Ihre Stimme ist dunkel und wie erfüllt von einem leisen Zorn: „Du bist eines freien Bauern Kind. Vater und Mutter und Brüder erschlug

dir der Feind. Und nun willst du klagen, weil einer der Unseren, der jung und stark ist, kein Erbarmen kennt mit dem Feinde deiner Heimat und deines Volkes; weil er jeden erschlug, der feindselig den Fuß setzte in unser freies Land?"

Die Ahne schweigt. Ihre Augen sind auf einmal so fern, als ob sie die Feinde herankommen sähe. Und ihr Gesicht ist hart und ohne Erbarmen.

Else rührt sich nicht. Sie steht nun aufrecht und greift mit den Händen nach einem der Stäbe, die Flett und Diele trennen. Und sie sieht die Ahne an, unverwandt. Wer ist das, der da spricht, harte, grausame Worte? Ist sie denn ganz allein? Kann denn keiner sie verstehen?

„Sieh dort", und die Ahne deutet nach der Wand, wo die Schwerter hängen, „deine Mutter hat einen Dänen erschlagen, der sich dem Herde näherte, mit ihrer eigenen Hand erschlagen. Sie war es wert, eines Dithmarschers Weib zu sein; und sie kam aus der Fremde.

Du aber — — — Wenn du verzagst, wo Männer kämpfen, dann bist du nicht wert, Wulf Isenbrants Weib zu heißen. Dann geh ins Kloster. Da wissen sie nichts von Kampf und Sieg ... Da kannst du beten und singen Tag und Nacht!"

Mit einer weiten Bewegung umfaßt die Ahne den Hof. Sie weist zu den Fenstern hinaus, wo die Felder und Wiesen liegen, und deutet auf die geschnitzte Hausmarke oben im Gebälk.

„Eines freien Hofes Herrin darf Kampf und Tod nicht fürchten, Else Hennecke! ... Das Schwert muß ihr gleich gewohnt sein wie die Spindel ... Sieh zu, Else, daß du nicht die Heimat und dich selbst verlierst!"

Die Ahne ist aufgestanden. Dunkel ist es rings. Das Feuer ist fast erloschen. Else ahnt mehr die Gestalt der

alten Frau, als daß sie sie sieht. Nur das weiße Gesicht leuchtet aus dem Dunkel.

Das Mädchen schauert zusammen. Es ist ihr, als habe der alte Hof selbst zu ihr gesprochen.

* *
*

Mitten in ihrer Kammer steht Else Hennecke. Sie sieht sich um darin, als sei sie lange, lange fort gewesen und nun heimgekehrt. Ja, das ist der Tisch ... das der Stuhl mit der geschnitzten Lehne ... und da drüben wartet ihr Bett hinter den schönen Vorhängen, die sie selbst an den langen Winterabenden gewebt ... Das Bild der Gottesmutter blickt von der Wand, und das kleine, rote, ewige Licht brennt davor wie alle Tage ... Ja, es ist alles wie einst. Und doch scheint es Else irgendwie anders zu sein. Es kommt ihr fast unwirklich vor, wie eine Erinnerung aus fernen Kindertagen. Ganz langsam geht sie von einem der Gegenstände zum anderen. Sie fährt mit der Hand über die kühle, glatte Tischplatte ... Einen Augenblick drückt sie die schmerzende Stirn in das Linnen der Vorhänge ... Und gedankenverloren zeichnen ihre Hände die Linien der Schnitzerei in der Stuhllehne nach, so, wie sie es auch schon taten, da sie noch Kinderhände waren.

Klar und ruhig ist es jetzt da draußen. Weißes, kühles Mondlicht füllt die Kammer, webt einen lichten Schein um der Himmelsmutter Bild und gibt der ewigen Lampe ein eigen Leuchten.

Langsam geht Else zum Fenster. Sie öffnet es und schaut lange hinaus über die stille, schlafende Heimat hin. So hell ist es, daß sie die Dächer des Isenbranthofes erkennen kann. Unverwandt sieht sie hinüber. Und sie denkt

an Wulf Isenbrant, immer nur an ihn. Tausend Erinnerungen kommen ihr. Solange sie nur zurückdenken kann, war er an ihrer Seite, immer freundlich, immer hilfsbereit mit einem guten, lächelnden Gesicht. Nun lächelt auch Else. Wie war es doch damals, als sie beim Spiel in den großen Priel gefallen war? Als er sie herausfischte und zu seiner Mutter brachte? Sie hing die nassen Kleider am Herdfeuer auf und trocknete sie, denn Else hatte Angst, der strengen Ahne so unter die Augen zu kommen.

Oder damals, als ihre Puppe ins Wasser gefallen und sie sie herausholen wollte und plötzlich einen großen Taschenkrebs am Finger hatte? Sie hatte nicht geschrien, o nein, nur totenblaß war sie geworden. Alle Kinder hatten gelacht, alle. Nur Wulf Isenbrant nicht. Der hatte sie von dem schrecklichen Tier befreit. „Ein andermal rufst du mich, kleine Else", hatte er gesagt, „daß ich dir die Puppe aus dem Wasser fische." Und dann hatte er ihr ein paar Muscheln geschenkt, wunderschöne Muscheln, die sie selig nach Hause trug. Ob sie die Muscheln wohl noch hatte? Gleich morgen im ersten Tageslicht wollte sie nachsehen.

Ganz deutlich sieht Else das Bild vor sich. Wie jung Wulf Isenbrant damals noch war, wie sorglos die Stirn, wie lachend die Augen. Und jetzt — — —? Fester faßt Elses Hand das Fensterkreuz. Es ist fast, als müsse sie sich daran halten. Denn jetzt — — verzweifelt müht sie sich, ihn vor sich lebendig zu machen, so wie er jetzt ist. Aber es gelingt ihr nicht. Denn immer, wenn sie sein Bild gefunden zu haben glaubt, dann wandelt es sich. Dann wird es zu jenem Gesicht, das er in der Schlacht hatte ... Und von dem die Ahne sagte, daß es auch das seine sei.

Das Mädchen stöhnt. Nun ist alles wieder da: Die Schlacht, die Toten, das Schreien der Verwundeten, das Klirren der Waffen ... Auch das Klirren von Wulf

Isenbrants Schwert. Und da ist er selber. Nun sieht sie ihn. Aber der andere ist's, an den sie jetzt denken muß, der Fremde, der Schreckliche ... Vor dem sie Angst hat.

Abwehrend streckt sie die Hände aus. „Nein, nein!"



will sie schreien, aber sie bringt keinen Ton hervor. Jäh wendet sie sich um. Sie kann den friedlichen Hof da drüben nicht länger sehen.

Doch mitten in der Bewegung hält sie inne. Sie steht wie erstarrt. Ihre Augen werden groß und weit. Ihre

Arme breiten sich, als wollten sie etwas heranziehen, etwas festhalten. Ein befreites Lächeln ist nun auf ihrem Gesicht.

Vor ihr auf dem Fußboden — tiefschwarz im weißen Mondlicht — liegt ein Kreuz . . . der Schatten vom Fenster.

„Geh ins Kloster", hatte die Ahne zu ihr gesagt. Geh ins Kloster! Ist denn dies nicht ein Zeichen?

Und Else Hennecke kniet nieder auf dem Kreuz. Und ihre Hände falten sich. Und die Gottesmutter sieht zu ihr herüber. Und es ist Else, als ob die Gottesmutter lächelt — — — Und die ganze Kammer ist erfüllt von einem stillen, weißen Licht...

*   *

*

Nun haben die Priester das Hochamt gehalten in der Kirche von Oldenvöhrde. Sie haben gebetet und gesungen, sie haben Gott für den Sieg gedankt, und sie haben die heilige Monstranz hochgehoben, daß die Wintersonne sich hell in den goldenen Zieraten spiegelte und alles Volk betend auf die Knie sank.

Ganz leise singt nun der Chor von der hohen Empore herab. Und aller Köpfe wenden sich, da man Schritte hört, die durch den Mittelgang der Kirche herankommen. Ein Raunen geht durch die Menge, ein heimliches Flüstern, eine fragende Erwartung.

Ganz langsam kommt Else Hennecke durch den breiten Gang heran. Sie sieht nicht nach rechts und nicht nach links. Keinen da in der Kirche scheint sie zu kennen. Ihr Gesicht ist blaß, aber erfüllt von einer stillen, friedvollen Ruhe. Unverwandt sind ihre Blicke auf den Altar gerichtet. Unverwandt sieht sie den greisen Priester an, der sie kennt seit ihren ersten Lebenstagen.

In den Händen trägt sie des Dänenlandes Fahne, trägt sie den Danebrog, den Dithmarschens Bauern dem erschlagenen Marschall abgenommen haben. Und Else Hennecke trägt diese Fahne zum Altar in der Kirche von Oldenwöhrde, daß man sie in der Kirche aufbewahre zum ewigen Gedenken an den Sieg von Hemmingstedt.

Lange kniet Else vor dem Altar und betet. Keiner weiß, was sie betet, aber aller Köpfe neigen sich mit ihr im Gebet. Nur einer nicht. Und zwei alte Augen lassen das Mädchen vor dem Altar nicht los.

Des Priesters Blicke begegnen diesen Augen. Und in diesen Blicken ist es wie ein heimlicher Triumph. Es ist, als ahne auch er, was Else Hennecke betet.

Aber die anderen Augen, die unten im Schiff der Kirche, die funkeln hell und zornig. Es scheint fast, als wollten sie sagen: „Nein, Priester, nein! Die gehört euch nicht!"

* *
*

Die Bauern sind freigebig gegen Kirchen und Klöster zum Dank für den Sieg. Sie stiften von Gold und edlen Steinen, von Perlen und Gewändern und kostbaren Gefäßen, damit die Priester Seelenmessen lesen für die erschlagenen Dithmarscher.

Und sie beschließen, ein Nonnenkloster zu bauen zu Hemmingstedt, daß die Dithmarscher Jungfrauen Gott dienen mögen mit Gebet und Gesang und guten Werken, zum Dank und zur Erinnerung dieses Sieges.

Überall in den Kirchen des Landes fordern die Priester die Mädchen auf, Nonnen zu werden zu Hemmingstedt. Sie malen das Klosterleben in leuchtenden Farben, sie erzählen von dem himmlischen Lohn, den die frommen Jung-

frauen sich und den Ihren gewinnen. Aber all ihr Werben hilft nicht viel. Kaum eine meldet sich. Die Dithmarscher Frauen wollen dem Leben dienen und der Heimat, sie wollen arbeiten und wirken in Haus und Hof, bei Mann und Kindern, aber nicht hinter Klostermauern ihr Leben verbringen.

Doch eine meldet sich für das Kloster zu Hemmingstedt. Eine steht vor dem Priester und begehrt, das Nonnengewand und den Schleier zu tragen.

Der Priester zu Hemmingstedt ist alt und wohl erfahren. Viele Jahrzehnte im Lande der stolzen und freien Bauern haben ihn weise gemacht. So sieht er lange und prüfend das Mädchen an, das da gerade und hoch aufgereckt den Einlaß ins Kloster heischt. Kaum merklich schüttelt er den Kopf.

„Weißt du auch, was du tun willst, meine Tochter", fragt er zuletzt. „Dich selbst mußt du auslöschen und dein eigenes Wünschen. Du hast nicht Verwandte mehr oder Freunde. Du hast kein eigen Gut mehr und keinen eigenen Willen. In Schweigen rinnen die Tage im Kloster dahin. Gebet und Gesang und harter Dienst für Gott und die Menschen, das ist dann dein Leben. Hast du das alles wohl bedacht, meine Tochter?"

„Ich habe es alles wohl bedacht, ehrwürdiger Vater", sagt Else Hennecke still.

Der Priester sieht ihr nach, als sie langsam hinausgeht. Ein Sinnen steht in seinen klugen Augen. Und wieder schüttelt er den Kopf — — —

* *
*

„Ihr habt mir meinen Weg gewiesen, Ahne", sagt Else an einem stillen Abend zu der alten Frau, „im neuen Kloster zu Hemmingstedt ist mir ein Platz bereitet. Dort

will ich leben und Gott dienen und beten für unser aller und des Landes Heil."

Lange Zeit sitzt die Ahne schweigend da. „Ob sie mich nicht gehört hat", denkt Else. Aber nun hebt die alte Frau den Kopf. Ihre großen, ruhigen, überernsten Augen suchen lange in Elses Gesicht. Sie sind nicht erzürnt, nicht traurig, nicht überrascht. Es ist, als ob die Ahne dies alles schon lange gewußt hat.

„Tu, was du mußt, Else Hennecke", sagt sie endlich langsam. Und wieder ist Schweigen um sie beide her.

Nun sind die Augen der Ahne groß und aufgetan. Es ist, als sähen sie weit in die Ferne, weit in die Zukunft. Und der alte Mund spricht langsam, wie tastend: „Wenn du ein Jahr lang Klostergewand getragen — — Kerzen werden sie dann anzünden in der Kirche — — Fragen werden sie dich — — dreimal in einer fremden Sprache — — — Dann" — und die Ahne steht auf; sie streckt die Hand aus und weist irgendwie in die Ferne, und ein fremdes Licht ist in ihren Augen — „dann, Else Hennecke, fürchte dich nicht! Und tu, was du mußt — —!"

VII.

Das Leben im Kloster ist streng eingeteilt zwischen Gebet und Studium, Krankenpflege und Gottesdienst. Dazu kommen noch alle die vielen Arbeiten, die das Kloster selbst von seinen Bewohnerinnen fordert. Sie leben nach der Regel Sankt Benedicti. Streng ist die Regel, und streng wird sie gehalten. Nicht eine einzige Stunde der Erholung haben die Nonnen, kaum einmal einen Tag, an dem sie frei und ungehemmt miteinander sprechen dürfen. Streng auch sind die Strafen für die, welche das Gebot brechen. An jedem Kapitelstage — und die sind oft — werden die Nonnen gefragt, ob sie das Schweigegebot übertreten haben. Jede muß ihr Tun dann selbst bekennen. Wie eine strenge Mutter ein Kind, so straft dann die Äbtissin die Schuldigen.

Das Kloster ist alt und reich. Es soll das Mutterkloster sein für das neue, das die Dithmarscher zu Hemmingstedt zu gründen versprachen. Alt und reich ist das Kloster, aber weithin im Lande bekannt wegen seiner strengen Zucht. Der alte Priester zu Hemmingstedt ist des Klosters Beichtvater. Man sagt von ihm, daß er so weise sei, daß er in den Seelen der Nonnen zu lesen verstehe wie in einem wohlgeschriebenen Buch. Und in der Beichte vermöge keine ihm etwas zu verheimlichen, auch nicht, wenn sie es wollte.

In diesem Kloster lebt Else Hennecke als der jüngsten Novizen eine, bis das neue Kloster fertig erbaut ist. Schwer ist ihr Leben geworden; sie weiß es selbst noch nicht, wie schwer. Denn noch ist alles neu und ungewohnt für sie.

Und noch hat sie auch nicht aus jener seltsamen Müdigkeit nach der Schlacht zu sich selbst zurückgefunden.

Zuweilen nur merkt sie — wie plötzlich erwachend — was sie auf sich genommen hat. Herrin war sie bisher, Herrin auf freiem, weitem Hof, im Hause und in den Ställen. Knechte und Mägde dienten ihr ohne ein Wort der Widerrede. Hier aber ist sie unter den Jüngsten, sitzt zuletzt am Tische, muß allen dienen, muß die niedrigsten Arbeiten verrichten und geht als eine der Geringsten in den Prozessionen.

Schwer wird das Else, der stolzen Tochter vom Henneckehofe, bitter schwer. Aber sie preßt fest die Lippen zusammen. Demütig neigt sie sich vor der Äbtissin und den älteren Nonnen, schweigend tut sie alles, was ihr aufgetragen wird.

Nur des Abends, wenn sie allein in ihrer Zelle ist und sich auf dem harten Lager zur kargen Ruhe ausstreckt, kommt ihr manchmal das Besinnen, was aus ihrem Leben geworden ist.

Und doch ist sie froh in diesem Leben, denn über der harten Arbeit ohne jede Mußestunde beginnt die Erinnerung an die Schlacht ferner und schwächer zu werden. Die Erinnerung an die Schlacht und — — die an Wulf Isenbrants Gesicht . . .

Fleißig üben sie im Kloster die Kunst des Gesanges. Kunstvoll sind die Melodien der Lieder, die sie zu den Gottesdiensten singen, und manche Nonne seufzt wohl heimlich in der Stille über die Mühe.

Hell hatte Elses Stimme bei der Arbeit daheim durchs Haus geklungen. Hell schwebte sie auch im Kloster, in der ersten Gesangsstunde mit den Nonnen, über den Stimmen der anderen.

Da aber hatte die Sangesmeisterin entsetzt abgewehrt. Seitdem singt Else nur leise und ohne Freude die Melodien mit, die sie nicht versteht und die ihr sonderbar gekünstelt vorkommen.

Gebet und Gesang füllt nun Elses Leben aus und das Studium heiliger Schriften, soweit Gottesdienste und die Klosterverrichtungen ihr noch Zeit lassen. Es geht in den Frühling; sie merkt kaum viel davon. Sie sieht nur, daß auf dem Klosterfriedhof — der auch des Klosters Garten ist — die Blumen zu blühen anfangen, die sie auch daheim gezogen. Aber nur selten einmal darf sie in den Garten, nur dann, wenn die Nonnen — fromme Lieder singend — sich am Abend ein wenig darin ergehen. Und Else möchte doch so gerne einmal allein in diesem stillen Garten sein, nur eine kleine, kleine Zeit. Im Grase möchte sie liegen und den kleinen weißen Wolken nachschauen, die über den blauenden Himmel ziehen. Aber da streichen ihre Hände unversehens über die rauhe, wollene Kutte. Und sie beugt das Haupt tiefer.

Im Grase liegen, in den Himmel sehen . . . in diesem Kleide, Else Hennecke?

* *

*

Die Sänger rühmen und preisen Wulf Isenbrant, den Sieger von Hemmingstedt. Wo er sich sehen läßt, da grüßen ihn die Dithmarscher Bauern mit begeistertem Zuruf. Und die Achtundvierziger haben ihn in ihre Reihen aufgenommen.

Aber das alles kann ihm kaum einmal ein Lächeln abringen. Immer ist sein Mund fest und hart geschlossen.

Er schafft sich Arbeit, überreichliche Arbeit für jeden neuen Tag, Arbeit in seinem eigenen Hofe und solche zu des Landes Wohl. Aber einmal ist auch das längste Tagewerk zu Ende, einmal kommt die Stunde, wo er seinen Gedanken nicht entfliehen kann, diese Stunde, die er an jedem Morgen aufs neue fürchtet.

Dann sitzt er im Flett seines Hofes an der Herdstelle, die nur die Hand einer Magd pflegt und hütet und nicht die einer Herrin. Er sitzt und starrt in die Flammen und grübelt. Immer dasselbe denkt er, und nie findet er eine Antwort.

„Was ist mit Else Hennecke geschehen?" fragt er sich, „was habe ich ihr getan? Warum hat sie mich zurückgestoßen nach dem Siege? Warum war es so, als sei ich ihr auf einmal fremd und unheimlich?

Wie tapfer hat sie die Fahne gehalten. Wie hat sie Sturm und Regen ertragen, ohne zu klagen. Warum war sie einmal freundlich zu mir und dann wieder so, als müsse sie mich fürchten?"

Wulf Isenbrant grübelt und grübelt ... Aber er kommt zu keinem Ziel.

Er steht auf und geht durch das stille Flett hin und her, immer hin und her. Zuweilen bleibt er stehen und sieht sich um.

Ja, hier sollte sie als des Isenbranthofes Herrin walten. Seit zehn Jahren hat er sich das erträumt. Und nun — — Er hört nichts von ihr, er sieht sie nicht. Es ist, als liege der Henneckehof meilenfern. Wie lange soll er noch hier sitzen und grübeln?

Wulf Isenbrant bleibt tief aufatmend stehen. Ja, morgen gleich wird er hinüberreiten und mit Else sprechen. Sie soll sich entscheiden: Will sie zu ihm gehören, will sie an seiner Seite weiterleben, oder —? Wieder beginnt der

Dithmarscher Bauer durch das Flett zu laufen, als könne er diesem Gedanken entfliehen.

Es ist tief in der Nacht, als er in seine Kammer geht. Durch das offene Fenster kommt ein Geruch wie von frisch gepflügter Ackererde.

* * *

Am anderen Abend, nach vollbrachtem Tagewerk, reitet Wulf Isenbrant auf den Henneckehof.

Wieder durchschreitet er das große, weit geöffnete Tor. Er geht an den Tieren vorüber und kommt ins Flett, wo die Ahne am Herdfeuer sitzt. Nicht weit von ihr steht ein Schemel. Es ist, als habe sie auf den jungen Bauern gewartet.

Und wieder neigt sich Wulf Isenbrant tief vor der alten Frau. Und wieder, wie einst, sieht er sich forschend um.

Wenig Wochen erst sind vergangen seit jenem letzten Mal. Und doch — — Sie sind gefüllt mit dem Inhalt von Jahren, so dünkt es Wulf Isenbrant.

Und die Ahne versteht den suchenden Blick, die nicht gefragte Frage.

„Else ist als Novize im Kloster. Sie will Nonne werden zu Hemmingstedt", sagt sie langsam und sieht den Mann nicht an.

Einen Augenblick sitzt Wulf Isenbrant da, als habe er nichts begriffen. Erst allmählich faßt er das, was die alte Frau da eben gesagt hat.

Und da springt er auf, so jäh, daß der Schemel weit davonfliegt, und macht einen großen Schritt auf die dunkle Gestalt an der Herdstelle zu.

„Im Kloster ...?" fragt er, und es ist fast ein Schrei, „im Kloster? Und Ihr, Ahne, Ihr habt sie nicht gehindert?"

„Else tut, was sie muß", antwortet die Ahne wie verweisend, „du kannst eine Dithmarscher Frau nicht hindern und nicht zwingen — — wider ihren Willen ... Vergiß das nicht, Wulf Isenbrant!"

Da schweigt der Bauer still und setzt sich langsam. Seine Hände liegen auf seinen Knien zu schweren Fäusten geballt. Der Kopf sinkt langsam immer tiefer herab. Ging es nicht wie ein Zucken über seinen Leib?

Die Ahne sieht ihn an, unverwandt. Er merkt es nicht. Er merkt es auch nicht, daß sie aufsteht und mit ruhigen Schritten zu ihm herüberkommt. Er sieht erst auf, als er ihre Hand auf seiner Schulter fühlt. Ihre Hand, alt und doch stark genug, eines Hofes Schicksal zu leiten.

„Ein Jahr ist die Zeit der Probe", sagt sie endlich, „ein Jahr ist lang."

„Ahne, Ihr meintet ..." In Wulf Isenbrants Augen leuchtet eine Hoffnung auf. „Wäre es möglich, daß Else sich besinnt — —?"

„Schwer war die Fahne zu tragen und der alte Spruch ... Schwer warst auch du zu tragen für Else Hennecke... Hab' Geduld! Im Kloster wird sie euch beide verstehen lernen."

Die Ahne geht zu ihrem Stuhl zurück und setzt sich nieder. Der Mann antwortet nicht. Stille ist es rings. Die Tiere in der Diele atmen tief im Schlafe.

Der Bauer hat den Kopf in die Hände gestützt. Er spricht vor sich hin, abgerissene Worte. Nein, eigentlich sind es nur laute Gedanken:

„Else — — im Kloster — — — Sie, die die Heimat so liebte ... Tiere und Blumen — — — und wogende Felder... Aber — — wenn sie nun — — dort bleibt? Wenn sie — — nun — — — dort bleibt..."

Leise kommt der Ahne Stimme zu ihm herüber, wie aus einer weiten Ferne: „Wenn sie daheim sich fühlt im Kloster — — Sie wäre dir doch verloren gewesen — — — Auch als dein Weib..."

Immer tiefer wird die Stille, immer schwerer wird die Nacht. Mühsam steht Wulf Isenbrant auf. Sein einsamer Hof harrt des Herrn.

„Hab' Geduld", sagt ihm die Ahne zum Abschied, „warte und hab' Geduld... Ein Jahr — — ist bald — vorbei..."

* *
*

Tage werden zu Wochen und Wochen zu Monaten. Immer gleich rinnt das Leben im Kloster dahin. Else verliert allmählich das Gefühl für die Zeit, denn immer gleich ist alles hinter den hohen Mauern. Sie weiß nicht, ob schon der Säemann über den Acker ging, ob schon die ersten grünen Spitzen durch die braune Erde brechen. Sie weiß kaum, welche Vögel schon zurückgekehrt sind. Sie hat ja nichts als den kleinen Klostergarten, und der ist immer gleich in seiner Art. Sie möchte einmal, ein einziges Mal nur, die schmalen Wege zwischen den heimatlichen Feldern gehen und in die Weite schauen. Einmal nur, dann will sie gern in des Klosters stillen Frieden zurückkehren.

Ja, des Klosters stiller Frieden — Else empfindet ihn wie ein Ausruhen nach allem, was sie erlebt hat. Sie ist gern zu Gebet und Andacht in der dämmerigen Kirche; sie liest gern in den alten, kunstvoll geschriebenen Büchern des Klosters und vertieft sich gern in das Leben heiliger Männer und Frauen. Und sie meint auch dann, daß dies alles Lebensinhalt für sie genug sei. Was ist dagegen das alles, was sie schwer und drückend im Kloster empfindet: Nicht

Herrin zu sein, sondern Magd; eingeengt zu sein in Mauern und Regeln; die so enge Gemeinschaft mit vielen anderen. Was ist dies alles — will es jetzt Else scheinen — gegen des Klosters stillen Frieden?

Und das Kloster gibt ihr das, was sie jetzt braucht. Langsam versinkt das Bild der Schlacht in ihrer Erinnerung. Es wird schwächer und undeutlicher. Sie vergißt Einzelheiten, die sie damals entsetzten. Sie vergißt auch — und das macht sie tief froh — Wulf Isenbrants anderes Gesicht. Es ist dies — so meint sie, und ist doch traurig dabei — weil sie ihn nicht mehr sieht.

Und die Tage gehen und kommen. Das Kloster zu Hemmingstedt wächst seiner Vollendung entgegen. Else hört davon erzählen in den wenigen Stunden, da die Nonnen sprechen dürfen.

Auch das hört sie, daß des neuen Klosters Domina nicht aus dem Dithmarscher Lande stammen wird, sondern weit her aus Deutschlands südlichen Gauen. Ihr geht der Ruf voraus, daß sie besonders geeignet sei, einem neuen Kloster vorzustehen, daß sie eine feste und strenge Hand habe und unerbittlich sei, wenn es um die Regel des Hl. Benediktus gehe. Auch sei sie klug und sparsam. Und ein neues, noch armes Kloster würde unter ihrer Leitung wohl gedeihen. Auch etliche Schwestern, so heißt es, werden sie nach Dithmarschen begleiten. Und bald werden sie kommen, um sich schon an das andere Land und die anderen Menschen zu gewöhnen.

Nun muß es draußen Sommer sein, heller, strahlender Sommer. Denn des Klosters Bauern bringen Gemüse und Früchte vielerlei Art in die große Klosterküche. Über dem kleinen Garten leuchtet den ganzen Tag ein schimmernd blauer Himmel. Und vor allen Altären der Klosterkirche blühen vielfarbige Blumen, die fromme Beterinnen ge-

stiftet haben. Man hat Else die Pflege dieser Blumen übertragen, und jeden Tag erfüllt sie ihr Amt mit neuer Freude.

Ganz allmählich gibt die Domina des Klosters Else jetzt Gelegenheit zu Berührungen mit der Welt da draußen, der Welt außerhalb der Klostermauern. Sie wird an das große Eingangstor geschickt, der Schwester Pförtnerin zu helfen. Sie wird auch einmal als Hilfe der Schwester Gastmeisterin zugeteilt, um ihr in der Dienstleistung an den vielen Gästen des Klosters zur Hand zu gehen. Ja, sie darf sogar Gänge durch die Stadt oder über das Land machen im Auftrage der Domina. Auch lernt sie von der Schwester Ärztin allerlei in der Krankenpflege. Und einmal findet sie sich selbst über dem Gedanken, wie gut sie doch dies Gelernte alles verwenden könnte als Herrin auf dem Henneckehof... Oder — — dem Isenbranthofe? Aber sie weiß wohl, daß solche Gedanken für eine Nonne Sünde sind. Und so legt sie sich selbst ein paar Aves als Buße auf. Sünde für eine Nonne —? Ist sie denn eine Nonne —?

Die fremden Schwestern sind nun angekommen. Sie sind mit einer feierlichen Messe empfangen worden, und die Schwester Küchenmeisterin durfte zur Mittagstafel alle ihre Künste zeigen, ganz im Gegensatz zu der sonstigen kargen Kost. Alle Novizen sind an diesem Tage von ihren Unterrichtsstunden befreit. Am Vormittag ließ man sie in der Küche helfen.

Da war es Else geschehen — zum ersten Male, seit sie im Kloster war —, daß vor ihr die Frage aufstand, ob denn Gebet und Gesang, Lesen und Betrachtung das Rechte für sie sei und ihre eigentliche Aufgabe im Leben. Denn froh, wie schon lange nicht, hatte sie in der Küche gearbeitet. Und für Augenblicke war ihr fast gewesen, als sei sie daheim auf dem Henneckehof.

Sie hatte es nicht gesehen, daß auf einem Rundgang durch das ganze Kloster die Domina mit den fremden Gästen auch in die Küche gekommen war, daß sie auf Else gedeutet und der fremden Äbtissin etwas zugeflüstert hatte. Else war so vertieft in ihre Arbeit, daß sie auch die ernst prüfenden Blicke der Fremden nicht gespürt und deren leises, bedenkliches Kopfschütteln nicht wahrgenommen hatte.

Und die Tage gehen weiter. Immer öfter einmal wird Else hinausgeschickt vor das Klostertor, immer öfter einmal darf sie eine der Nonnen auf ihren Wegen zu Kranken und Sterbenden begleiten.

Unter den fremden Schwestern ist eine, die ist ganz besonders erfahren in der Heilkunde und weiß allerlei treffliche Mittel gegen die Krankheiten der Menschen. Sie versteht es auch, heilkräftige Salben und Tränklein herzustellen nach geheimen Rezepten. Ihr gibt man Else zur Hilfe, damit auch sie allerlei von der Heilkunst lerne.

Die Nonne ist alt. Jahrzehntelang schon lebt sie hinter Klostermauern. Fast war sie noch ein Kind, da sie den Schleier nahm. Einmal fragt Else sie nach ihrer Heimat, ob es da auch weite Wiesen gäbe und Höfe in Eichenhainen, und wie das wohl sei: ein Land ohne Meer. Das könne sie sich gar nicht vorstellen.

Die alte Nonne sieht sie verwundert an. Es ist, als müsse sie dem Wort „Heimat" erst nachsinnen. Und schließlich kommt langsam und zögernd ihre Antwort: „Meine Heimat, Kind? Ich weiß es kaum. Das Kloster ist meine Heimat, ganz gleich, wo es steht, ob im Norden oder Süden, in Ost oder West. Die Domina ist mir Vater und Mutter, alle Nonnen sind mir Geschwister. Von denen da draußen, die einst die Meinen waren, weiß ich nichts. Wer im Kloster lebt, ist abgestorben für die Welt." Eine Weile

besinnt sie sich. Es ist, als rufe sie mühsam vergessene Bilder herauf.

„Hügel und Täler waren da, glaube ich", erzählt sie stockend, „blaue Wälder in der Ferne und überall in den Tälern fröhliche Quellen. Auf einem Berge lag meines Vaters Burg. Viele Kinder waren wir und unser Haus nicht reich. Da verlobte der Vater etliche von uns dem Kloster. Weiß nicht, wo meine Geschwister heute Gott dienen mögen und ob sie noch leben."

„Du weißt es nicht, Schwester?" Else kann den Gleichmut der alten Nonne nicht fassen. „Du weißt nichts von den Deinen? Du weißt nicht, ob deines Vaters Burg noch in deiner Brüder Hand ist?"

Einen Augenblick lang sieht Else den Henneckehof vor sich, breit und wohlgefügt. Würde auch sie einmal so ruhig dahinleben, ohne etwas über des alten Erbhofes Schicksal zu wissen? Und sie sieht die Nonne an: Würde auch sie einmal so werden, so gleichgültig gegen die schöne Welt und gegen die, die ihr am nächsten stehen in dieser Welt?

Am nächsten stehen — — — Und da ist auf einmal Wulf Isenbrant vor ihr... Ganz undeutlich nur, aber jetzt wird seine Gestalt deutlicher . . . Und — — jetzt auch — sein Gesicht!

Und da faltet Else die Hände wie in großer Andacht, denn es ist sein Gesicht so, wie sie es von jeher kennt und — — liebt. Still und froh ist ihr Lächeln, und es ist ihr, als ob sich viel Verworrenes in ihr löst und klärt. Aber sie weiß noch nicht, was.

Die alte Nonne hat still gestanden und das Mädchen angesehen. Nun, da Else sich wendet und langsam weitergeht, beugt sie sich zu ihr. Ihre ganze Gestalt ist fieberhafte Spannung, und die alten Lippen fragen flüsternd: „Hast du ein Gesicht gehabt? Sag, hast du ein Gesicht gehabt?"

Else muß lächeln bei dieser Frage, bei dem brennenden Eifer der alten Nonne. Aber zugleich ist eine Abwehr in ihr, eine unwillkürliche, starke und fast rücksichtslose Abwehr. Doch die harte Klosterzucht hat sie schon viel gelehrt, und sie erwidert nur mit einem stillen Lächeln: „Ja, Schwester Clara, ich habe ein Gesicht gehabt."



Schweigend kehren sie beide ins Kloster zurück. Die alte Nonne denkt, die junge sinne der Erscheinung nach, und sie weiß, daß es Frevel wäre, eine heilige Betrachtung mit Alltagswort zu stören.

Else aber muß nun immer einen Gedanken denken, und der läßt sie nicht los und peinigt sie sehr: Werde auch ich einmal so werden wie diese alte Nonne? Werde auch ich einmal der Heimat so fremd sein und nichts mehr von ihr wissen wollen?

Sie merkt es nicht, daß Schwester Clara am Abend, als das Schweigegebot für den Tag erloschen ist, mit all den anderen Nonnen tuschelt und flüstert. Und daß alle sie ansehen, als sei sie etwas Besonderes. Nur darüber wundert sie sich, daß alle ihr Platz machen und keine ihr in den Klostergarten folgt, als sie langsam und nachdenklich die schmalen Wege entlanggeht und an die Heimat und Wulf Isenbrant denkt, die der Nonne Else für immer verloren sein werden.

Keine folgt ihr in den Garten, denn die Klosterschwestern alle glauben, sie halte Zwiesprache mit dem lieben Heiligen, der ihr heute erschienen und sie damit so großer Gnade gewürdigt hat.

* *

*

Auf der Domina strengen Befehl rührt keine der Nonnen an Elses Erlebnis. Sie lebt weiter im Kloster wie bisher.

Einmal wird sie mit Schwester Clara auf einen Bauernhof geschickt, auf dem die Bäuerin an schwerem Fieber erkrankt ist. Der Hof liegt eine gute Wegstunde vom Kloster entfernt. Eigentlich hätte der Bauer den Nonnen einen Wagen entgegensenden sollen, damit sie schneller zu der Kranken, aber auch schneller wieder heim ins Kloster kämen. Doch er hat sich entschuldigt: Alle seine Pferde seien draußen auf den Feldern; sie müßten bei der Ernte helfen, damit all das wohlgeratene Korn unversehrt von Wetter und Hagelschlag in die Scheunen käme.

Der Tag sei ja so wunderschön, hat der Bauer verlegen lächelnd gemeint, sicher würden die frommen Schwestern gern einmal einen Gang durch die Felder machen. Ob sie es gern täten, darauf käme es bei Nonnen nicht an, hat

ihm die Domina streng geantwortet, aber da es hier um die Gottesgabe des lieben Brotes gehe, so sei er von der Pflicht, Pferde zu stellen, für dieses Mal befreit.

Dann hatte sie Else und Schwester Clara gerufen und ihnen für den Weg etliche Aves und Vaterunser zu beten aufgetragen zu der Kranken Wohl.

Und nun wandern die beiden durch die Felder. Ganz langsam und gemessen gehen sie, wie es sich für Nonnen geziemt. Schwester Clara hat den Kopf tief geneigt. Ihre Lippen bewegen sich. Sie spricht wohl schon die von der Domina befohlenen Gebete. Else sieht sie zuweilen vorsichtig von der Seite an. Ist denn diese da neben ihr noch ein wirklicher, lebendiger Mensch, ein Mensch wie sie selbst? Oder — und da ist wieder dieser schreckliche Gedanke — wird sie selbst auch einmal so werden wie diese Frau da neben ihr? Else friert, wenn sie das denkt; sie friert in ihrem dicken Nonnengewand unter dem warmen, sommerlichen Himmel.

Aber dann schüttelt sie diese Gedanken ab. Sie will jetzt nichts anderes als durch den Sommertag gehen, ohne Grübeln, ohne Denken. Ganz aufgeschlossen will sie sein, ganz hingegeben an Sonne und Licht, an Blumenduft und Vogellied und an das ernteschwere Rauschen des Kornes über heimatlicher, sonnenüberglühter Ackerscholle.

Sie geht ganz still. — Wie froh ist sie, daß des Klosters Regel Schweigen gebietet bis in den Abend. Ihre Hände sind gefaltet. Sie betet, aber aufrechten Hauptes, ganz anders, als Schwester Clara es denkt.

Rings auf den Feldern sind die Menschen mit Erntearbeit beschäftigt. Sie schneiden das Korn, sie binden es, sie laden es mit kräftigen Schwüngen auf die Erntewagen, und sie fahren es in die wartenden Scheunen.

Auch auf dem Henneckehofe mögen sie jetzt das Korn schneiden, denkt Else. Plötzlich ist in ihr ein fast unbezwinglicher Wunsch, zu den arbeitenden Menschen da hinzulaufen, ein Arbeitsgerät in die Hand zu nehmen und mitzutun, richtig aus voller, junger Kraft mitzuarbeiten. Was ist dagegen Gesang und Studium und immerwährendes Gebet! Und Else vergißt, daß sie ein Klostergewand trägt. Sie reckt die Arme, wie um zuzupacken...

Da blickt Schwester Clara auf und sieht sie so erstaunt, so vorwurfsvoll an, daß das Mädchen beschämt die Arme sinken läßt. Gesenkten Hauptes geht sie weiter. Und ganz leise, ganz fern noch wird eine Stimme in ihr wach: Kann denn das Kloster ihr eine Heimat werden und Klosterwerk eine Arbeit für ihre jungen, fröhlichen Kräfte?

Und dann treten sie durch das große, zweiflügelige Tor in das Bauernhaus ein. Sie gehen an den Ställen vorbei. Sie sind alle leer; die Kühe sind draußen auf den Marschwiesen und die Pferde auf dem Acker bei der Erntearbeit. Sie durchschreiten die kleine Pforte im Gatter und kommen ins Flett. Da brennt das Feuer auf der Herdstelle, und darüber kocht die Mittagsgrütze im schweren, eisernen Kessel.

Einen Augenblick bleibt Else stehen, als sie dieses Bild sieht. Es ist ihr, als sei sie nun wieder daheim. Und sie erkennt mit plötzlicher Gewißheit, daß ihr das Kloster immer eine Fremde bleiben wird.

Eine Magd hat Schwester Clara zu der kranken Bäuerin geführt. Die Nonne sieht sich wie suchend um, wo Else bleibt. Da reißt sie sich von dem vertrauten Bilde los und folgt den beiden in die kleine Kammer.

Schwester Clara müht sich nun um die Kranke. Sie legt ihr die Kissen zurecht, sie gibt ihr einen Löffel voll eines heilsamen Trankes und legt ihr kühlende Tücher auf die

Stirn. Else geht der Nonne helfend zur Hand. Aber sie ist heute nicht so aufmerksam wie sonst, und öfter muß sie von der älteren verwarnt werden.

Später sitzen die Nonnen beide am Bett und lassen die Rosenkränze durch die Hände gleiten und beten. Die Bäuerin ist eingeschlafen. Sie schläft ruhig und fest. Schwester Clara nickt zufrieden. Am Abend werden sie hier nicht mehr nötig sein, denn dieser Schlaf bedeutet den ersten Schritt zur Gesundung.

Die Stunden rinnen. Am Fenster summen die Fliegen. Von draußen klingt froher Zuruf arbeitender Menschen. Else muß daran denken, was der Bauer gesagt hatte, daß sie nun alle Kräfte brauchten, daß sie nicht ein einziges Pferd übrig im Stalle hätten und daß alle schwer arbeiten müßten in diesen Tagen der Ernte.

Sie nimmt die gefalteten Hände auseinander. Sie sind weich und zart geworden in der Klosterluft. Lange sieht Else sie an, nachdenklich und wie erstaunt. Sie sind an harte Arbeit gewöhnt, diese Hände. Ist es für sie denn Arbeit, was Else jetzt tut, was sie weiter tun will und immer weiter ihr ganzes Leben hindurch?

Die Stunden rinnen . . . Tief atmet die Kranke . . . Leise klingen die Perlen der Rosenkränze unter betenden Fingern... Leise murmeln Lippen Gebete, wie man sie am Krankenbette sprechen soll...

Die Dämmerung kommt. Die Magd bringt ein Licht und stellt es auf den Tisch. Die Schatten in der Kammer wachsen. Und Else ist es, als sei sie plötzlich alt, sehr alt... Und dies sei ihre Zelle... Und sie selbst sei es, die da auf dem Bette liegt. Sie kann nur mühsam atmen, denn der Tod steht in der Kammer. Zwei Nonnen knien vor ihrem Bett, so träumt sie wachen Sinnes, die flüstern Sterbegebete... Und die Kerze da, die ist das geweihte Sterbe-

licht, das auslöscht, wenn sie den letzten Atemzug getan. Aber sie kann noch nicht sterben, denn sie sieht ihre Hände an und die sind leer. Wo ist die Arbeit, die ihr anvertraut war? Wo ist der Mensch, zu dem sie gehörte? Wo — — sind ihre Kinder — —?

Mit einem Stöhnen fährt Else empor. Ihre Hände pressen sich ineinander, diese Hände, die so reich gefüllt sein könnten und die leer bleiben sollen durch ihren eigenen Willen.

Aber sie hat keine Zeit mehr zum Denken und Grübeln. Die Kranke ist erwacht. Sie fühlt sich wohl und frisch, und Schwester Clara sagt ihr, was sie noch weiter tun soll, um recht schnell wieder völlig zu gesunden.

Darauf spricht sie auch mit dem Bauern, ruhig und sachlich, wie es ihre Art ist. Else aber, in der eine große Freude ist, wenn sie an den Heimweg durch die Felder denkt, fragt ihn nach der Ernte, lobt den guten Stand des Getreides und das Vieh, das sie von fern gesehen.

Der Bauer schaut sie an, so erstaunt, als begriffe er ihre Fragen nicht. Nur langsam und fast widerwillig gibt er karge Antwort. Else kann sich das nicht erklären. Warum ist der Bauer so seltsam?

Als sie hinausgeht, hört sie, wie er in der Kammer drinnen seiner Frau erzählt: „— — Ja, und fragen tat sie — — nach Ernte und Vieh und Acker... Was kümmert das eine Nonne...? Ja, wenn sie noch gefragt hätte, ob wir auch fleißig zur Heiligen Messe gehen — — —“

Diese Worte treffen Else wie ein Schlag. Soll sie sich gar nicht mehr kümmern dürfen um all das, was bisher ihr Leben war? Wollen es nicht nur die im Kloster, wollen es ihr auch die da draußen wehren?

Vor dem Tor warten zwei Knechte mit Laternen in den Händen, die sollen die frommen Schwestern heim geleiten.

Langsam wird die Dämmerung schwerer ... ganz sachte wird sie zur Nacht. Schweigend gehen die vier Menschen dahin. Die Knechte sind einen Schritt hinter den Schwestern, so, daß der Lichtschein ihrer Laternen gerade noch den Weg erhellt.

„Ganz anders wohnen bei euch die Bauern als dort, woher ich komme“, sagt Schwester Clara zu der schweigenden Else. „Manchmal habe ich auch dort im Auftrage der Domina die Kranken gepflegt. Aber froh war ich jedesmal, froh bin ich auch heute, wenn ich dann heimkehre ins Kloster.“

Heimkehre — — — Else sinnt dem Worte nach. Nein, ein Heimkehren ist es ganz gewiß nicht für sie. Heim, zu Hause, ist für die Leute hier der Hof, aus dem sie kommen, auch wenn er viel kleiner und schlichter ist als der reiche Henneckehof.

„Nirgends woanders möchte ich sein als im Kloster“, sagt Schwester Clara weiter, und es ist, als sei sie froh, daß sie nun nicht mehr schweigen muß. „Klug war es von dir, Else, das Klosterleben zu wählen. Du kannst dich in Gebet und Betrachtung versenken zum Heil deiner Seele. Die Welt da draußen kann dich nicht hindern, und ihre Versuchungen bleiben dir fern.“

„Ja“, denkt Else, „die Versuchungen wohl, aber auch das große, reiche Glück. Ist es nicht wie ein Schattenleben, dies Sein im Kloster?“

„Nicht lange mehr, Else“, spricht die alte Nonne begeistert weiter, „und du bist des Himmels Braut, ihm anverlobt durch dein Gelübde und den silbernen Ring, als das Zeichen dafür. Was kümmert dich dann alles, was außerhalb der Klostermauern liegt. Nichts davon kann über die Schwelle der Klausur, die dich schirmend umgibt, daß du beten und singen und Gott dienen mögest zum Heil deiner

Seele. Du bist so jung, Else. Jahrzehnte liegen vor dir. Nütze sie gut, daß du dir die ewige Seligkeit gewinnst."

— — Du bist so jung — — — Viel mehr hat Else nicht gehört von den begeisterten Worten. Und viel anderes hört sie auch nicht davon, wie ihr nun die alte Nonne das Klosterleben preist als das Herrlichste und Begehrenswerteste in der Welt, als eine wahrhafte Treppe zum Himmel.

Sie merkt nur, daß sich etwas in ihr gegen all dieses sträubt, daß da etwas ist in ihr, das teilhaben will an der Welt, daß da Kräfte sind, und daß ein Leben der Betrachtung und der Versenkung nicht für sie taugt.

Sie sieht über das weite, nächtliche Land hin, über dieses Land, das ihre Heimat ist, die sie aufgeben soll um des Klosters willen, um die sie nicht mehr sorgen, an die sie nicht mehr denken soll. Dieses Land, um das sie die Fahne getragen in der Schlacht, getreu dem alten Spruch.

Der alte Spruch — — — Aber jetzt hat Else keine Zeit zum Sinnen. Das Kloster liegt vor ihnen. Sie ziehen die Türglocke und treten ein in die düsteren Mauern.

Hinter ihnen bleibt Acker und Wiese, Hof und Land. Hinter ihnen soll auch Leid und Sorge der Menschen bleiben. Aber Else nimmt alles, alles mit in ihre stille Zelle. —

*   *
*

So still ist die Zelle, so still ist die Klosternacht. Kein Tier regt sich im Schlaf, kein Hund bellt, auch kein Käuzchen schreit in der Ulenflucht.

Und Else, die sinnend am Fenster lehnt und hinaussieht, erscheint diese Klosternacht leblos und tot gegen die Nächte daheim. Und sie sehnt sich nach dem Henneckehof. Und sie sehnt sich nach der Ahne und nach Wulf Isenbrant.

Und auf einmal ist die Frage da, die Frage, die schon mit ihr gegangen ist den ganzen Tag, ohne daß sie es wußte: „Ja, warum bin ich eigentlich im Kloster?"

Und diese Frage kommt auf sie zu, groß, unerbittlich, daß es kein Ausweichen mehr gibt.

Und Else steht der Frage gegenüber, aufrecht und ehrlich, und antwortet: „Ich hatte Angst. Es war eine Flucht, daß ich ins Kloster ging."

Ganz still ist die Klosternacht. Else kann nicht schlafen vor so viel Stille. Sie liegt und denkt ihren ganzen Weg zurück, überdenkt die vergangenen Wochen und Monate und begreift sich selber nicht mehr. War sie denn das, jenes Mädchen, das sich fürchtete vor Wulf Isenbrant? Sein Gesicht hatte sie gesehen, ja, es war hart, dieses Gesicht, und unerbittlich...

Auf einmal kommt ihr eine Erinnerung. Sie muß weit, weit zurückgehen, bis in frühe Kindertage. Nun hat sie das Bild, das sie sucht: Da ist sie ... da ist auch Wulf Isenbrant ... und noch ein dritter ist da, das ist der große, bösartige Widder von ihres Vaters Hof. Irgendwie ist er in einem unbewachten Augenblick unbemerkt auf die Straße gekommen. Und dort spielt das kleine Kind Else in seinem roten Kleidchen. Ganz nahe ist der Widder schon, aber sie ist so vertieft in ihr Spiel, daß sie ihn nicht bemerkt. Ein zorniges Aufstampfen des Tieres schreckt die kleine Else plötzlich auf. Und mit Entsetzen sieht sie die zornig glitzernden Augen, die vor Erregung zitternde Unterlippe, den wütend stampfenden und scharrenden Vorderfuß des starken Tieres. Sie sieht, wie der schwere Kopf mit den spitzen, gewundenen Hörnern sich senkt und hört den tiefen, bösen Laut, den der Widder ausstößt. Sie kann sich nicht rühren, sie kann nicht schreien, so entsetzt ist sie — — —

Und plötzlich ist Wulf Isenbrant neben ihr. Er hat einen derben Knüppel in der Hand. Sein Gesicht ist hart und erbarmungslos. Er haut den Knüppel dem wütenden Tier über den Kopf, einmal und noch einmal... Dann packt er Else mit einem festen, fast schmerzenden Griff, reißt sie von der Straße hoch und bringt sie ins Haus.

Ganz deutlich sieht Else jetzt alles. Ganz deutlich aber sieht sie vor allem sein Gesicht.

Und da — — Das gleiche ist's, wie das des Mannes Wulf Isenbrant in der Schlacht. Nur jünger, knabenhafter noch. Aber ebenso hart ist der Mund, ebenso funkeln die Augen. Wie bei jenem Gesicht, das sie schreckte, ist auch in diesem Gesicht etwas wie ein Lachen, eine wilde Freude an der Gefahr und der eigenen Kraft.

Und Else weiß plötzlich, daß sie dieses Gesicht noch manches Mal sehen wird: Immer dann, wenn es zu kämpfen gilt für Wulf Isenbrant. Und da begreift sie der Ahne Wort von „dem anderen Gesicht der Menschen". Und es hat jeden Schrecken für sie verloren.

Als die kleine Glocke zur nächtlichen Andacht ruft, da wandert Else ruhig und froh im langen Zuge der Nonnen zur Klosterkirche. Still kniet sie in ihrer Bank, andächtig neigt sie das Haupt und betet. Aber keines der vorgeschriebenen Gebete ist es, das Else spricht. Sie betet für ihre Heimat und für ihr Volk, und sie betet für Wulf Isenbrant und — — für sich selbst — — —

* *

*

Etliche Tage vergehen, seltsame Tage. Wie ein Gast fühlt sich Else im Kloster, wie ein Gast, der bald abzureisen begehrt. Wohl schreitet sie wie immer im Zuge der Non-

nen zu Messe und Andacht, zu Mahl und eifrigem Studium. Aber sie selber ist nicht mehr dabei.

Sie selber, ihr eigentliches Ich, geht schon wieder durch alle Räume und Kammern des Väterhofes, wandert über die Felder und durch die Ställe, sieht alles und überwacht der Knechte Tun und der Mägde Arbeiten. Und immer fester, immer unerschütterlicher wird ihr Entschluß, das Kloster zu verlassen, bald, wenn sie mit dem alten Priester gesprochen.

Und der Tag der nächsten Beichte kommt. Else bekennt alles, was sie gegen des Klosters Regel gefehlt. Es sind viele, viele Gedankensünden. Denn als Nonne im Kloster darf sie nichts anderes denken als Klosterdinge, und all ihr vergangenes Leben soll hinter ihr liegen, abgetan und vergessen.

Der Priester spürt es sogleich, daß da eine vor ihm kniet, die keine Reue empfindet, weil sie alles, was sie gedacht und getan, denken und tun mußte ihrem ureigensten Wesen nach. Alt ist der Priester und wohlerfahren. Er weiß es noch genau, wie es war, als Else zu ihm kam und das Nonnenkleid erbat. Und er erinnert sich wohl an alle seine Bedenken.

Noch hat Else nichts gesagt, da weiß er es schon, daß sie dem Kloster verloren ist.

Aber dennoch muß er sie fragen: „Um vielerlei Sünden hast du dich angeklagt, meine Tochter. Bereust du sie alle von ganzem Herzen?"

Einen Augenblick ist es still da draußen außerhalb des Beichtstuhls. Dann kommt eine klare, ruhige, aufrechte Stimme an des Priesters Ohr: „Ich kann nichts bereuen, ehrwürdiger Vater, denn was ich tat und dachte, scheint mir keine Sünde."

„Du trägst das Gewand des Klosters, du lebst im Hause des Heiligen Benedikt ... Sünde ist's wider des Ordens Regel, was du gedacht."

Und wieder die junge, helle Stimme da draußen: „Gebt mir Dispens vom Kloster, ehrwürdiger Vater. Ich kann nicht leben hinter den hohen Mauern. Ich kann nicht atmen in der Klosterluft. Meine Hände wollen schaffen und werken, wollen arbeiten und wirken auf meiner Väter Hof. Meine Hände — —", ganz leise wird die junge Stimme, kaum kann der Priester sie verstehen, „meine Hände wollen Kinder wiegen und tragen..."

Nun schweigt der Priester — — — Eine lange Zeit — Und dann kommt eine stille, gute Stimme zu Else: „Auch das ist Gottesdienst, meine Tochter, wenn du es recht beginnst. Noch hast du kein Gelübde getan, noch trägst du nur des Ordens Novizenkleid. Nichts hindert dich daran, zurückzukehren in die Welt. Aber bedenke es wohl: Stille und Frieden gibt dir das Kloster, es schützt dich vor vieler Fährnis. Leichter wird dir der Weg zum Himmel, wenn du dich unter die Gelübde beugst."

„Ich will nicht Stille und Frieden, ich will Arbeit und Werk, denn ich bin jung und stark."

„So geh mit Gott, meine Tochter", und der Priester macht langsam und andächtig das Kreuzeszeichen über der Knienden Haupt.

* *
*

Der Priester hat mit der Domina gesprochen, noch am selben Abend. Die ist in Elses Zelle getreten und hat lange vor der Schlafenden Lager gestanden. Das Mädchen lächelte im Traum. So froh, so hell war dieses Lächeln,

daß die Äbtissin den Kopf schüttelte: Die hier, die würde nie eine rechte Nonne werden.

Und dann weckt sie das Mädchen auf. Lange, lange spricht sie mit ihr. Und erstaunt fühlt Else, wie gut sie verstanden wird, wo sie Zorn und Abwehr fürchtete. Wie



eine Mutter spricht die Domina mit der scheidenden Novize. Sie gibt ihr manchen klugen Rat und manch gutes Wort. Lange sprechen sie miteinander.

Dann steht die Domina auf: „Bald wird die Glocke läuten zur Andacht. So lege nun das Gewand unseres Ordens ab und nimm deine Kleider, die ich dir gebracht

habe und die du trugst, da du zu uns kamst. Denn du gehörst nun nicht mehr zu uns. Verlasse deine Zelle und geh hinüber ins Gästehaus und erwarte mich dort. Nur des Ordens Mitglieder dürfen die Schwelle der Klausur überschreiten."

Else tut, wie ihr geheißen. Sie steht am Fenster der Gästezelle ... Nun hört sie den Ton der kleinen Glocke ... Nun sieht sie die Nonnen paarweise zur Nachtandacht in die Kirche schreiten ... Nun hört sie den frommen Wechselgesang.

Und Else Hennecke lächelt: Eine ist nicht mehr unter ihnen — — —

* *

*

Ganz früh, im dämmernden Morgen, tritt die Domina in ihres Klosters Gästezelle. Da steht Else am Fenster und sieht hinaus und umfaßt noch einmal die Klosterkirche mit einem abschiednehmenden Blick und den kleinen Klosterkirchhof, der ihr so lange Monate Feld und Wiese ersetzen mußte.

„Die Stunde ist da, meine Tochter", sagt die Domina ernst, „wenn du bei deinem Entschlusse verharrst, so ist es Zeit für dich, das Kloster zu verlassen. Ich habe Kunde, daß einer aus Hemmingstedt heut in der Frühe nach Heide abfahren will, der wird dich ein Stück des Weges mitnehmen. Ich habe ihm schon Nachricht gesandt."

„Ich danke Euch sehr, ehrwürdige Mutter, für alles, was Ihr mir Gutes getan", sagt Else dankbar und neigt sich über der Äbtissin Hand.

„Geh mit Gott, mein Kind", erwidert ihr die Domina ernst, „und vergiß nie, daß du immer Rat und Hilfe bei

mir finden kannst, soweit ich sie dir zu geben vermag." Und sie segnet Else mit dem Kreuzeszeichen — —

Langsam durchschreitet das Mädchen den Klosterhof. Nun ist sie an der Pforte. Sie öffnet sich langsam. Else geht hindurch — — hinaus ... Schwer fällt das feste Tor hinter ihr ins Schloß.

Weit und frei liegt das Dithmarscher Land vor ihr. Tief atmet Else auf.

Dann schreitet sie aus mit großen, frohen Schritten. Sie wandert — — — heim.

VIII.

Ganz still sitzt Else auf dem Wagen, der sie immer mehr und mehr der Heimat entgegenführt.

Eine ganz tiefe, leuchtende Freude ist in ihr. Es ist, als bekäme sie ihr Leben und Sein neu geschenkt. In strahlender Sommersonne breitet sich das Land Dithmarschen rings um sie aus. Und das Dithmarscher Bauernkind faltet unwillkürlich die Hände. Wie ein Gottesdienst ist ihr diese Fahrt.

Das Kloster versinkt hinter ihr. Kein einziges Mal wendet sie sich danach um. Und es versinkt in ihrer Erinnerung, so schnell, so tief, als sei es nie in ihrem Leben gewesen.

Die Gegenwart aber, all das vielgestaltige bunte Leben, das um sie her ist und dem sie so lange fremd sein mußte, das ist ihr nun so nah und vertraut, als habe sie es nie verlassen.

Ganz still sitzt Else. Ihre Augen schauen über die grüne Weite hin, ihre Ohren lauschen auf die mannigfaltigen Laute des Sommertages; und beglückt atmet sie den Duft lebendiger Erde. Jetzt erst fühlt sie, was alles sie hinter sich lassen wollte im Kloster. Jetzt erst ahnt sie, wie tief sie verbunden ist mit diesem flutenden, starken Leben um sie her.

Und als sie in der Ferne Landleute bei ihrer Arbeit sieht, da steht sie im Wagen auf, reckt und dehnt die Arme und würde am liebsten gleich mit helfen. Und diesmal trifft sie kein mahnender Seitenblick einer empörten Nonne.

Im Dorfe Lieth muß sie den Wagen verlassen, denn der Weg nach Heide führt weiter gen Norden, während sie nach Westen muß.

Und nun wandert sie durchs Land, langsam zuerst, als könne sie es nicht genug erproben das Gehen auf der weit sich dehnenden Straße, die keine Mauern, keine Gebote einengen. Immer wieder bleibt sie stehen und sieht über die Felder hin. So weit ist der Blick, so endlos weit und frei. Wie eng war das Kloster, wie dunkel und dumpf drückten die Mauern.

Zuweilen beugt sie sich nieder und greift nach der Ackerkrume. Sie läßt die dunkle Erde zwischen ihren Fingern hindurchgleiten und sieht nachdenklich ihrem Rieseln zu. Von dieser Erde sollte sie sich trennen, fremd und gleichgültig sollte sie ihr werden? Diese Erde, die die Scholle ihrer Heimat ist, ihrer stolzen, freien Heimat — — —? Else Hennecke schüttelt den Kopf. Was war über sie gekommen, daß sie so sehr sich selbst verlor?

Und dann geht sie weiter. War es zuerst ein langsames Schreiten nur, so wird es jetzt ein immer rascheres Gehen, und zuletzt wird es fast ein Laufen. Die Heimat ruft, und der Väter Hof wartet seiner Herrin. Lange genug war sie ihm fern. Die Saat hat sie nicht gesehen und nicht das Wachsen und Reifen. Es wird Zeit, daß sie zur Ernte kommt! Und Else hört den Ruf. Ohne Besinnen eilt sie vorwärts. Noch diese Wegbiegung, dann kommt die Brücke über den Priel ... und dann — — —

Dann steht sie auf ihrem eigenen Grund und Boden. Auf ihrem eigenen? Nein! Else fühlt es in einem plötzlichen Wissen: Ihrer Väter Boden ist's gewesen, und ihrer Kinder Boden wird es sein.

Sie aber steht in der Mitte und hat treu zu bewahren und getreulich weiterzugeben, was auf sie überkommen.

Frei war dieser Boden und frei soll er bleiben! Wohl sind einige im Lande, die meinen, man solle sich doch selber unter des Dänenkönigs Herrschaft beugen, um Kampf und Not zu vermeiden.

Aber Else schüttelt den Kopf. Nein! Diese Übervorsichtigen sind keine rechten Dithmarscher, mögen sie auch hier geboren sein. Die echten, die rechten freien Bauern, die setzen des Landes Freiheit über alles.

Und Else ist es, als vermöge sie jetzt — da sie das Klosterleben, da sie Zwang und Unfreiheit kennt — erst ganz zu ermessen, erst ganz zu erfassen, was eines Menschen, was eines Landes Freiheit ist.

Ganz langsam geht sie nun weiter auf ihrer Väter, auf des Henneckehofes Grund und Boden. Und es ist ihr, als würden alle die lebendig, die einst über diesen Grund geschritten, die einst den Pflug durch diese Scholle geführt. Alle gehen sie neben ihr, alle sehen sie sie mahnend an: „Vergiß deine Aufgabe nicht, Else Hennecke", sagen sie, „halte die Fahne hoch."

*　　*
*

Es ist Abend geworden, da sie den Hof betritt. Die Hunde laufen ihr mit wildem Freudengebell entgegen, sie springen an ihr hoch, kaum kann sie sich ihrer erwehren.

Die Magd, die gerade aus dem Hause kommt, sieht die junge Herrin. Sie schreit hell auf und läßt den Eimer fallen, den sie in der Hand hält, um zum Brunnen zu gehen. Dann macht sie kehrt und will ins Haus zurücklaufen.

Aber Else ruft sie an. Und ein Wort, ein Blick ... und

sie nimmt den Eimer wieder auf und verschwindet hinter dem Hause beim Brunnen.

Dann tritt Else durch des Hauses weit offene Tür. Schon von ferne sieht sie die Ahne am Feuer sitzen. Else kommt es vor, als sei sie kleiner geworden und als habe sie mehr und tiefere Falten im Gesicht, als vor einem halben Jahre noch. Aber noch immer ist ihre Haltung aufrecht und gerade.

„Sie hat mich noch gar nicht bemerkt", denkt Else, „sie sitzt und sinnt vielleicht von Vergangenem ... von Zukünftigem vielleicht — —"

Und langsam, vorsichtig, um die alte Frau nicht zu stören, kommt Else näher. Und sie sieht sich dabei im ganzen Hause um, als habe sie dies alles noch nie gesehen. Denn neu und anders erscheint es ihr alles nun — nach den Monaten im Kloster.

Und wieder schaut sie zur Ahne hinüber und erschrickt fast. Die Augen der alten Frau sind groß und weit geöffnet und sehen sie an. Else weiß plötzlich: Eine lange Zeit schon sehen sie sie an.

Da kommt sie mit schnellen, jungen Schritten durch die Diele auf des Hauses heilige Herdstelle zu und auf die alte Frau, die dieses Feuer gehütet hat, viele Monate, während sie selbst irrende Wege ging.

Die Ahne sieht Else an, lange Zeit. Sie forscht aufmerksam in ihrem Gesicht, als wollte sie die geheimsten Gedanken erkennen. Und zum Schluß nickt sie befriedigt mit dem Kopfe: „Du bist du selbst geblieben, Else Hennecke, du hast dich nicht gefürchtet."

Und Else greift nach einem der Schemel, sie zieht ihn zu sich heran, sie sitzt zu der Ahne Füßen, wie einst in ihrer

Kindheit. Und sie erzählt vom Kloster und allem, was sie darin erlebt hat. Sie erzählt auch von ihrem Besuch auf dem Bauernhof und von den Gesprächen mit Schwester Clara.

„Ich hab' es nicht gewußt, Ahne", sagt sie und sieht sehr nachdenklich in den zuckenden Flammenschein des Herdes, „nicht gewußt, was Heimat bedeutet. Ich habe die Heimat genommen wie einen selbstverständlichen Besitz. Darum mußte ich sie im Kloster fast verlieren. Aber der Himmelsmutter sei Dank, daß ich sie noch zu rechter Zeit wiedergefunden habe."

Die Ahne nickt schweigend und sieht in die Flammen. „Ein Jahr ist lang, Ahne, habt Ihr gesagt", spricht Else Hennecke weiter. „Ich habe nicht gewartet, bis sie die Kerzen angezündet haben, um mich zu fragen. Die Heimat hat mich eher gefunden, auch hinter den Klostermauern. Ich durfte sie nicht warten lassen ... Sie nicht, und Euch nicht, Ahne. Und nicht — — Wulf Isenbrant."

Ganz leise hat Else diesen Namen gesagt. Nun schweigt sie und sieht durch die kleinen Fenster in die sinkende Nacht. Vom Isenbranthofe leuchtet ein Licht herüber, ein stetes, stilles Licht. Else ist es, als verspüre sie die Wärme des Lichtes bis zu sich her. Sie lächelt ganz wenig: So still und warm ist es auch bei Wulf Isenbrant.

Stumm sitzen die beiden Menschen, unbeweglich. Nichts rührt sich als die geisternden Schatten an den Wänden. Nur ab und an knistert ein Holzscheit im Feuer. Die Zeit rinnt, lautlos, wie im Stundenglas der Sand.

„Als ich der Väter und unseres Hofes Boden betrat", sagt Else leise in die tiefe Stille hinein, „da war es mir, als schritten alle meine Ahnen neben mir her, als hörte ich ihre Stimmen: Vergiß deine Aufgabe nicht! Halte die Fahne hoch!"

Die Ahne blickt auf mit einer kurzen, ungewohnten Bewegung. Sie antwortet nichts, aber ihre Augen sehen Else so zwingend an, daß das Mädchen weiterspricht wie unter einem unerklärlichen Bann: „In der Schlacht war's, mitten im wildesten Kampf ... Sterbende stöhnten und schrien, die Schwerter klangen, es dröhnten die Kugeln... Über allem wehte unsere Fahne. Tatenlos mußte ich stehen mitten im Schrecken der Schlacht ... Zitternd stand ich in dem allen und dachte: Bin ich feige ... bin ich schwach... schwächer als andere...? — — — Oder — — — Ahne, Ahne! — —" Sie streckt die Hand aus zu der alten Frau, unverwandt sieht sie sie an, „— Oder — hat das Wort von der Fahne — — noch einen anderen Sinn?"

Die Ahne macht eine Bewegung. Ist es Bejahen? Ist es Verneinen? — — „Such ihn, Else, such ihn, den anderen Sinn — —"

Unverwandt sieht sie das Mädchen an. In ihren Augen ist etwas wie ein Wissen, das nicht aus ihr selber, das aus uralten Zeiten kommt und in fernenferne Zeiten geht. Die Ahne ist alt, und Else ist jung. Aber in beider Adern fließt das gleiche Blut. Und was die alte Frau plötzlich mit seherischer Klarheit weiß, das ist in dem Mädchen noch ein Tasten und Suchen.

Und unverwandt sieht die Ahne Else an. Es ist, als wollte sie all ihre Kraft in ihre Blicke legen, daß aus dem Tasten und Suchen Wissen und Klarheit werde.

Und Else spricht, stockend, fragend: „Die Fahne ... ist es *nicht* die aus Seide oder Linnen, die hoch über dem Heere weht ...? Ist es *nicht* diese Fahne, die das Zeichen der Freiheit ist...?"

Und plötzlich ist es Else, als sei sie nicht hier auf dem stillen Henneckehof, als sei sie wieder auf der Schanze und halte die Fahne mitten in Regen und Sturm.

Aber nicht die Schlacht sieht sie. Sie sieht nur die Gesichter der Ihren, der Dithmarscher Bauern, die alle verschieden und doch alle irgendwie eins sind in einem harten Wollen.

Und auf einmal ist es wie ein Ahnen in ihr ... Nein, eine Gewißheit!

„Ahne", sagt sie, „Ahne! Nein, *diese* Fahne meint er nicht, der alte Spruch ... Das andere meint er ... Das, was uns alle bindet, was uns alle eint! Das, darum wir frei sein wollen, immer ... Und niemandes Knecht... Und das wir nun alles hingeben für unseres Landes Freiheit."

Stille. Tiefdunkle Nacht. Die alte Frau sitzt unbeweglich, unbewegt. Ihre Hände liegen auf ihren Knien. Sie sitzt wie erstarrt. Nur ihre Augen leben, schauen, künden.

Ganz langsam richtet Else sich auf, ganz langsam. Nun hebt sie die Hand. Es ist, als wolle sie etwas ergreifen. Nun sind ihre Augen denen der Ahne gleich. Nicht Tasten ist mehr darin, sondern Wissen. Ein tiefes, helles, frohes Wissen, das in die Zukunft weist.

„Vergiß deine Aufgabe nicht! Halte die Fahne hoch", haben die Stimmen der Vorväter draußen auf dem Wege zu ihr gesprochen.

O nein! Else wird ihre Aufgabe nicht vergessen. Sie sieht sich um in ihrer Väter Haus. Wie viele Geschlechter der Henneckes sind schon aus und ein gegangen durch diese weite Pforte. Wieviel Kinder wurden hier schon geboren,

lebten hier und wurden wieder hinausgetragen. Dem Dithmarscher Mädchen ist es plötzlich, als fühle es, wie das Blut ihrer Vorfahren geheimnisvoll in ihren Adern strömt, wie es ihr Kräfte schenkt, und wie es *ihre* Kräfte wieder fordert.

Sie denkt daran, wie die Mutter und die Ahne und deren Mutter und deren Ahne hier am Herdfeuer gesessen haben, wenn es Abend geworden war. Wie sie dann den Kindern erzählten aus des Landes Sage und Vergangenheit, wie die Flammen leuchteten und wie die Worte schwer und langsam in das atemlose Schweigen der Lauschenden tropften...

Oh, sie weiß es noch ganz genau, wie es war, als die Ahne ihr einmal sagte: „Vergiß es niemals, Kind! *Eine* Fahne haben die Dithmarscher, die weht hoch über dem Lande und mahnt jeden, immer der Heimat zu gedenken. *Eine* Fahne eint uns alle. Wehe, wenn wir den Ruf der Fahne nicht mehr hören wollten und uneins würden! Um Dithmarschens Freiheit wäre es dann geschehen."

Zu jedem vom jungen Nachwuchs auf dem Henneckehof hat jede Ahne einmal so gesprochen. Und diese Jungen wuchsen auf und wurden Männer und Frauen. Das Wissen um die Fahne aber ging mit ihnen, und sie gaben es weiter in die Hände einer neuen Jugend.

Else denkt an den Vater und an die Brüder. Ja, die fielen im Kampfe. Sie fielen, wie zahllose Dithmarscher Männer im Kampfe um die Freiheit starben. Sie hielten die Fahne hoch im Kampf. Die Fahne aus Linnen oder aus schwerer Seide?

Unbeweglich sitzt die Ahne. Es ist, als sei sie lange jenseits aller Zweifel und Fragen. Nur ihre Augen scheinen lebendig in ihr.

Und unter dem Blick dieser hellen Augen wird das Wissen in Else immer klarer und sicherer. Und sie spricht und verwundert sich über sich selber.

„Ahne", sagt sie dringend, „Ahne, ich glaube, ich habe nun den alten Spruch verstanden.

Daß wir frei sein sollen, wir, unser ganzes Volk — das ist der Ruf der Fahne an uns alle.

Aber uns Frauen mahnt sie noch ganz besonders. Denn wir haben Kinder. Viele Jahre sind die Kinder bei uns. Viele Jahre haben wir Zeit, sie zu lehren, daß sie auf den Ruf der Fahne hören. Unsere Söhne sollen sich nicht fürchten vor dem Kampf um die Heimat. Unsere Töchter sollen Kinder haben wollen, die die Heimat schirmen. Wir sollen die Fahne hochhalten in unserem Hause!"

„Die Fahne hoch halten ...", sagt die Ahne still, „es ist gut, daß du wiedergekommen bist, Else Hennecke. Sechzig Jahre habe ich die Fahne hochgehalten im Henneckehof. Nun will ich sie in deine Hände legen."

Da beugt sich Else tief vor der alten Frau — — —

Und Else steht auf und geht durch das Flett, sie geht durch die Diele. Mit ihren jungen, festen Schritten geht sie durch das schlafende alte Haus. Dann öffnet sie das schwere Tor. Sie tritt hinaus und steht und sieht hinüber zu dem Licht auf dem Isenbranthof. Und ihre Hand hebt sich — wie zu einem Gruß.

„Ich will dein Herdfeuer hüten, Wulf Isenbrant", sagt sie leise, „ich will die Fahne hochhalten in deinem Hause, und ich will dir und unseren Kindern dienen, so gut ich es vermag. So will ich durch euch der Heimat dienen!"

Noch einmal, zum letzten Male, steigt das Bild der Schlacht vor ihr herauf. Aber sie schüttelt den Kopf.

Nicht im Kampfe der Männer ist ihr Platz. Er ist bei den Ihren, die ihr zu Hut und Sorge anvertraut wurden. Und die Bilder der Vergangenheit versinken, tief, ganz tief.



Und Else Hennecke schaut nicht mehr zurück. Sie schaut nur noch voraus.

Und da streckt sie die Hand aus nach dem Licht in der Ferne. Hell ist ihre Stimme und klingend wie ein Ruf:

„Ich komme, Wulf Isenbrant, ich komme!"